The background is a stylized illustration of a city street. On the left, there are several buildings, including a tall, curved one with a grid pattern. In the center, a road with a dashed line runs towards the horizon, with various vehicles: a red bus, a blue bus, a red car, a blue car, a red car, a blue car, and a motorcycle. On the right, there are more buildings, including a large red one with solar panels on its roof. People are walking on the sidewalks. The overall color palette is muted, with a pinkish-red sky and a greyish road.

u^b

u^b

F O K U S

Afrika

Das Magazin der Universität Bern
September 2024

Ein Kontinent auf dem Weg zur Selbstbestimmung? – Afropa mit Johny Pitts – Afrofuturismus mit Abdourahman Waberi – Afrikanische Expertise in Bern – Medizin für alle Ethnien – Wasser und Land schützen – Postkoloniale Perspektiven







0760

NEW EUROPE

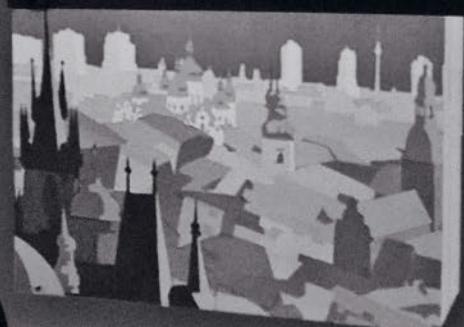
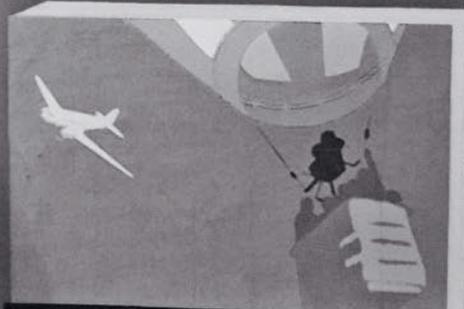


A VOYAGE OF DISCOVERY OUT NOW IN





1505





7 Bärenplatz

STOP

- Bahnhof
- Hirschengraben
- Kocherpark
- Kaufm. Verband
- Blumplatz

09:24

Zusammen setzen
Beitrag für den Kampf
der Umwelt leisten.

Bärenplatz









galle



Zur Person
Johny Pitts

ist britischer Essayist und Fotograf, Kurator, Journalist und Radiomoderator. Als Sohn eines schwarzen Musikers und einer weissen Stahlarbeiterin wuchs er in den 1980er-Jahren in Sheffield im Norden Englands auf. Für sein Werk wurde er unter anderem mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung und vom Europäischen Netzwerk gegen Rassismus ausgezeichnet.

Johny Pitts lehrte im Frühjahrsemester 2024 als 20. «Friedrich Dürrenmatt Gastprofessor für Weltliteratur» an der Universität Bern. In seinem wöchentlichen Seminar setzten sich seine Studierenden mit Kunst, Kultur und Kreativität auf der «B-Seite» auseinander: mit künstlerischen Erzeugnissen, die am gesellschaftlichen «Rand», an der «Peripherie» oder im «Untergrund» entstehen. Auch gingen sie der Frage nach, welche alternativen Geschichten Europas aus «afropäischen» Erfahrungen hervorgehen.



Fotografie: Dres Hubacher

Fotografie

Aufnahmen aus Afropa

Mit einem Interrailticket in der Tasche und den Lebenserfahrungen schwarzer Europäer und Europäerinnen auf der Spur sind einige der Fotografien auf den ersten Seiten dieses Magazins entstanden. Sie entstammen Johny Pitts' mehrfach ausgezeichnetem Buch *Afropäisch. Eine Reise durch das schwarze Europa* (2020), das auf der Suche nach einer postkolonialen Identität unseres Kontinents Reportagen mit kulturkritischem Essay verbindet. Die anderen Fotografien hat Pitts dieses Jahr in der Schweiz aufgenommen. Sie werden hier erstmals veröffentlicht.

Liebe Leserinnen und Leser

Als Europäer fällt es mir schwer, die Vielfalt Afrikas zu begreifen. Etwa 100 Ethnien gibt es in Europa, und viele der Kulturen sind sich ähnlich: Wer in Porto lebt, hat mit jemandem aus Warschau vieles gemeinsam. Die rund 3000 Ethnien zwischen Ras ben Sakka und dem Kap der Guten Hoffnung bilden im Vergleich dazu ein buntes Mosaik.

Chinwe Ifejika Speranza und Thomas Breu leisten mit ihrer Standortbestimmung darum notwendige Orientierungshilfe (S. 14). Abdourahman Waberi erklärt in seinem Essay (S. 22), was sein optimistisches Bild der afrikanischen Zukunft mit einem mythischen Vogel zu tun hat. Und Margaret Owuor und Hugues Abriel beschreiben im Gespräch (S. 38), wie die Universität Bern ihre Zusammenarbeit mit afrikanischen Universitäten ausweiten will.

Mit dieser Magazinausgabe und der dazu passenden Vortragsreihe des Collegium generale hoffen wir, vielfältige Einsichten zu ermöglichen.



Arian Bastani
Stv. Redaktionsleiter

Weiteres Seite 19: Frage an Astrid Zabel / Seite 28: Medizin für alle Ethnien / Seite 31: Essay zu «Afrotopien» / Seite 35: Restitution von Raubkunst / Seite 42: Wasser und Land schützen / Seite 46: Bücher / Seite 48: Leserbriefe / Seite 50: Vorschau, Impressum

Afrika – ein Kontinent auf dem Weg zur Selbstbestimmung?

Zwischen kolonialer Vergangenheit und Wirtschaftsmotor der Zukunft: Irgendwo dazwischen liegt Afrika. Eine Standortbestimmung von Chinwe Ifejika Speranza vom Geographischen Institut und Thomas Breu vom Centre for Development and Environment.

**Interview: Arian Bastani und Samuel Schlaefli /
Fotografie: Dres Hubacher**

Afrika ist ein Kontinent mit 54 Staaten, 2000 Sprachen und 3000 Ethnien. Gibt es trotz dieser enormen Vielfalt etwas, das Afrika für Sie charakterisiert?

Chinwe Ifejika Speranza: In Afrika gibt es diese Offenheit gegenüber anderen, weil es aufgrund der vielen Kulturen gar nicht anders geht. Dieses Prinzip der Gemeinschaftlichkeit, das im südlichen Afrika «Ubuntu» genannt wird, verkörpert diese Lebensphilosophie auf dem ganzen Kontinent. Auch die Kolonialgeschichte enthielt vielerorts verbindende Elemente, obwohl sie unterschiedlich verlief.

Thomas Breu: In vielen afrikanischen Ländern lässt sich eine positive Entwicklung beobachten: Die Zivilgesellschaft wird stärker, und vor allem die jüngere Generation zeigt ein wachsendes Selbstbewusstsein. Auf der anderen Seite gibt es jedoch eine besorgniserregende Tendenz. Im Zuge der geopolitischen Blockbildung werden die noch jungen afrikanischen Demokratien zunehmend von autokratischen Regimen verdrängt.

Kämpft Afrika noch immer mit seiner Geschichte?

Ifejika Speranza: Ja. Vieles wird noch heute durch die Kolonialvergangenheit erschwert. Ein Beispiel dafür ist die Verwaltung. Die staatlichen Schulsysteme, Landrechte und so weiter sind durch die Kolonialherrschaft geprägt. Daneben existieren aber weiterhin die traditionellen, vor-kolonialen Systeme. Wenn ich Land kaufen möchte, dann geschieht das innerhalb des modernen staatlichen Systems. Je nachdem, wo ich bin, muss ich aber denselben Kauf auch über das traditionelle System abwickeln.

Es gibt zwei Grundbücher?

Ifejika Speranza: Sozusagen, ja. Das des Staates und das des Dorfes. Diese zwei Systeme existieren oft parallel. Manchmal sind sie komplementär, aber meistens stellen sie ein gegenseitiges Hindernis dar.

Trotz dieser Herausforderungen wird Afrika, insbesondere wegen seiner sehr jungen Bevölkerung, ein grosses Potenzial zugeschrieben. Wie kann Afrika dieses Potenzial ausschöpfen?



Chinwe Ifejika Speranza und Thomas Breu forschen in Bern und in afrikanischen Ländern.

Ifejika Speranza: Es braucht Infrastruktur. Wenn man keinen Strom hat, kann man auch nicht programmieren oder als Mechaniker arbeiten. In vielen afrikanischen Ländern schränkt das die Möglichkeiten ein. Andererseits sind einige afrikanische Länder sehr weit, was die technologische Innovation angeht – etwa den Zahlungsverkehr über Mobiltelefone. Da hinkt die Schweiz mit Twint hinterher. Doch es fehlen die ausländischen Investitionen. Das liegt nicht zuletzt an den politischen Rahmenbedingungen. Hier braucht es eine Weiterbildung von Politikerinnen und Politikern, um sie zur Verbesserung dieser Bedingungen zu befähigen. Und: Deren Entscheidungen müssen transparent sein. Das würde helfen, das Vertrauen zwischen den verschiedenen Gruppierungen zu erhöhen.

Breu: Es braucht meiner Meinung nach auch Investitionen in die Bildung, nicht zuletzt auf Hochschulebene. Und es braucht Konfliktfreiheit. Dazu trägt auch die Wirtschaftsstruktur bei.

Wie meinen Sie das?

Breu: Viele afrikanische Volkswirtschaften sind einseitig geprägt. Häufig sind sie von Exporten in globale Märkte abhängig, etwa bei Landwirtschaftsprodukten oder Bodenschätzen.

Warum ist das ein Problem?

Breu: Beispielsweise ist der Rohölexport in Nigeria so hoch, dass dadurch die Entwicklung einer differenzierten Wirtschaft, von der auch andere Sektoren etwas haben, behindert wird. Das kann in der Folge zu Importabhängigkeiten

führen. Einseitige Volkswirtschaften verhindern auch den Aufbau eines Mittelstandes, der gerade für die Stabilität in Konfliktfällen extrem wichtig ist. Das hat sich 2008 in Kenia gezeigt, als nach der umstrittenen Präsidentschaftswahl gewaltsame ethnische Konflikte ausgebrochen sind. Der kenianische Mittelstand hat dazu beigetragen, dass der Konflikt nicht ausser Kontrolle geriet.

Ist die Differenzierung der Wirtschaft aber nicht zumindest regional im Gang? Sie haben die fortgeschrittenen Tech-Innovationen erwähnt. Und Google und Microsoft haben Büros in Nairobi.

Ifejika Speranza: Diese machen im Vergleich zu den Rohstoffen aber noch immer einen sehr kleinen Teil aus. Auf absehbare Zeit wird das wohl auch so bleiben.

Um den Zugang zu Rohstoffen sowie günstigen Arbeitskräften und Produktionsbedingungen sicherzustellen, investiert beispielsweise China viel – etwa in Form der Eisenbahnstrecke zwischen der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba und Dschibuti. Ist das eine neue Form von Kolonialismus, oder sind damit auch Chancen verbunden?

Ifejika Speranza: Es sind die afrikanischen Länder, die sagen: «Wir möchten, dass ihr für uns diese Strassen baut, und dafür bekommt ihr im Gegenzug etwas.» Insofern ist das ein Geben und Nehmen. Andererseits frage ich mich, was nun mit diesen Strassen oder dieser Infrastruktur

«Vieles wird noch heute durch die Kolonialvergangenheit erschwert.»

Chinwe Ifejika Speranza

passiert, wie nachhaltig sie sind. Wenn beispielsweise eine Infrastruktur vollumfänglich aus China importiert oder auch von chinesischen Arbeitern vor Ort aufgebaut wird, wird selten geschaut, ob das jemand im Land reparieren kann, wenn etwas kaputtgeht.

Breu: China ist übrigens nicht der grösste Investor in Afrika, wie man immer meint, sondern es sind die Vereinigten Arabischen Emirate – zumindest was die direkten Kapitalinvestitionen betrifft. Grundsätzlich finde ich es bedauerlich, dass es sich bei diesen Investitionen mehrheitlich um grosse Infrastrukturen handelt – also zum Beispiel eine sechsspurige Autobahn von Mombasa nach Nairobi oder eben die Eisenbahnstrecken. Was aber zu wenig passiert, sind Investitionen, die der gesellschaftlichen Entwicklung dienen.

Was meinen Sie damit?

Breu: Zum Beispiel den Aufbau von Märkten und Wertschöpfungsketten, die der Bevölkerung dabei helfen, Produkte zu entwickeln und zu gerechten Preisen in der Region zu verkaufen. Oder digitale Applikationen, welche die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes nach unterschiedlich qualifizierten Arbeitskräften effizient abdecken würden. Für die Stärkung der Zivilgesellschaft, für die Ausbildung einer differenzierteren Wirtschaft bräuchte es solche Investitionsformen.

Warum werden sie nicht getätigt?

Breu: Mit dem Washington-Konsens, also mit einer Reihe von Restrukturierungsprogrammen Ende der 1980er-Jahre, hat die Weltgemeinschaft alle Investitionen in solche sozialen Infrastrukturen praktisch lahmgelegt. Da hat der Westen aus meiner Sicht massive Fehler gemacht. Er hat diesen Staaten ein neoliberales System aufgezungen. Man ging davon aus, dass der Trickle-Down-Effekt, also das Durchsickern des Einkommenswachstums von oben nach unten, stattfinden würde und am Ende alle davon profitieren würden. Doch der Effekt blieb aus, und in das Vakuum sozialer Investitionen traten rein profit- oder geopolitisch orientierte Akteure.

Sie sprechen damit auch die Entwicklungszusammenarbeit an. Diese ist aktuell in der Schweiz ein Streitthema. Der Bundesrat hat die Entwicklungsgelder zuungunsten des globalen Südens, insbesondere Subsahara-Afrikas, umverteilt.

Breu: Ich finde diese Entwicklung äusserst problematisch. Auch dass die Schweiz Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe zusammenführt. Wir sind eine Welt, und was im globalen Süden passiert, hat auch hier einen Einfluss. Globale Herausforderungen, sei es das Klima, sei es die Biodiversität, sei es Migration oder seien es Pandemien, können wir nur zusammen lösen, über die Staatsgrenzen hinaus.

Welche Entwicklungszusammenarbeit sollte die Schweiz betreiben?

Ifejika Speranza: Die Hauptfrage sollte sein: Was kann man dazu beitragen, um die Lebensbedingungen vor Ort zu verbessern? Etwa indem Firmen gerechte Löhne zahlen und ihre Verantwortung vor Ort wahrnehmen. Wenn man die Lebensbedingungen verbessert, können viele Leute auch vor Ort bleiben.

Breu: Zentral sind meiner Meinung nach der Aufbau der Wissensgesellschaft und die Stärkung der Zivilgesellschaft, damit die Menschen die Dinge selbst in die Hand nehmen können. Die Nachfrage für Unterstützung in diesen Bereichen ist sehr gross. Der Schweizer Nationalfonds investiert im Moment aber nur rund ein Prozent in die Forschungszusammenarbeit mit dem globalen Süden. Dazu kommt, dass der Entwicklungspolitik die Aussenhandelspolitik gegenübersteht, die auf möglichst gute Bedingungen für Schweizer Unternehmen ausgerichtet ist und kaum verantwortliches Wirtschaften von Konzernen einfordert. Die beiden Politikbereiche stossen also nicht in dieselbe Richtung. In einer kohärenten Ausrichtung der verschiedenen Politikbereiche sehe ich ein riesiges Potenzial.

Was kann die Universität Bern tun?

Breu: Wir sollten die Forschungszusammenarbeit mit Afrika, wie es ja in der Initiative Afrique vorgesehen ist, deutlich stärker fördern. Das Hauptproblem in Afrika ist, dass es verhältnismässig wenig ausgebildete Lektoren, Dozentinnen und Professoren gibt. Bildungshunger und Bildungsbedarf dagegen sind sehr gross. Die Universitäten werden von Studierenden geradezu überrannt.

Ifejika Speranza: Die Forschung sollte in afrikanischen Ländern einen höheren Stellenwert erhalten. Gerade für die Qualität der Ausbildung – aber auch für die Entwicklung von Innovationen – ist das entscheidend. Einige afrikanische Länder haben dies erkannt und begonnen, in die Forschung zu investieren.



Zur Person

Chinwe Ifejika Speranza

ist Professorin für Geografie und nachhaltige Entwicklung am Geographischen Institut der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der nachhaltigen Landnutzung und deren Wechselwirkungen mit ökologischen Prozessen in Afrika, der Schweiz und global.



Zur Person

Thomas Breu

ist Professor für nachhaltige Entwicklung und Direktor des Centre for Development and Environment (CDE) der Universität Bern. Seine Schwerpunkte liegen in der nachhaltigen Entwicklung in einer globalisierten Welt mit Fokus Ressourcennutzung, insbesondere in Afrika und Südostasien.

Während wir darüber sprechen, wie wir Afrika unterstützen können, sein Potenzial zu entfalten, bedrohen wir den Kontinent mit unserem Lebensstil. Afrika ist eine der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Regionen der Welt. Wo sehen wir das schon heute?

Ifejika Speranza: Zum Beispiel im Osten Kenias, wo die Dürreperioden heftiger werden. Und wenn es dann regnet, kommt es vermehrt zu Überschwemmungen. Ob sich Afrika an den Klimawandel anpassen kann, hängt davon ab, wie resilient die Gesellschaft ist – sozial und wirtschaftlich. An vielen Orten gibt es keine Versicherungen gegen Krankheit oder Ernteauffälle. Die Leute sind grösstenteils auf sich gestellt.

«Es gibt zu wenige Investitionen, die der gesellschaftlichen Entwicklung dienen.»

Thomas Breu

Die Bedrohung ist gross, obwohl Afrika sehr wenig zur Klimakrise beigetragen hat. Wie beurteilen Sie die «Klimaschuld» der Industrienationen?

Ifejika Speranza: Das grosse Problem ist, dass das Geld nicht ausreicht. Einerseits weil die Versprechungen höher sind als das, was die Industrieländer bisher bezahlt haben. Andererseits sind die Berechnungsmethoden schwierig. Die monetäre Bewertung der Landwirtschaft in Afrika ist vergleichsweise niedrig. Das bedeutet, dass Verluste gering entschädigt werden. Die Leute leiden aber trotzdem. Deshalb müssen andere Massnahmen oder Wege gefunden werden, um diese Verluste wettzumachen.

Breu: Ich sehe einen weiteren Bereich, über den ich mich mehr Sorge: dass die Kompensation des Treibhausgasausstosses aus dem Norden zu einer kolonialen Art von Landnahme führen kann.

Zum Beispiel durch Aufforstungsprojekte?

Breu: Ja. Das dafür vorgesehene Land ist eigentlich nie ungenutzt. Wenn nun öffentliche Güter wie Wald plötzlich unter Schutz gestellt werden und der traditionelle Zugang für die ansässigen Leute abgeschnitten oder limitiert wird, kann das die Armut verschärfen. Neben ein paar wenigen Gewinnern gibt es viele Verlierer.

Ifejika Speranza: Es ist der Staat, der Versprechungen macht, aber es sind die Dörfer und Gemeinschaften, die das Land hergeben müssen. Deshalb braucht es ein Zusammenrücken von traditionellen und staatlichen Systemen von Landbesitz. Auch damit jeder sehen kann, wer die Entscheidungsmacht hat und wer davon profitiert. Sonst führt das zu Konflikten.

Sprechen wir in 30 Jahren immer noch über das Potenzial, oder hat sich Afrika bis dahin als wichtiger globaler Player etabliert?

Breu: Meine hoffnungsvolle Aussage wäre: Ja, Afrika durchlebt eine selbstbestimmte Entwicklung, die der Gesellschaft dient, und wird ein respektierter Partner in der Weltgemeinschaft.

Und die nüchterne?

Breu: Wir erreichen unser Wachstum durch Ressourcenverbrauch. Ich glaube nicht, dass die afrikanischen Staaten dieselben Fehler machen sollten, bezweifle aber, dass sie es schaffen, in so kurzer Frist die Armut zu beseitigen, ohne selbst deutlich mehr Ressourcen zu verbrauchen. Dazu kommt, dass wir unsere Art der Zusammenarbeit überdenken müssen. Dafür stehen die Zeichen weltweit leider nicht besonders gut.

Ifejika Speranza: Es wird Gebiete geben, in denen viele Dinge besser funktionieren – die gibt es ja teilweise bereits, etwa in Ghana, wo sich unter anderem dank Investitionen in Bildung und Gesundheit die Lebensbedingungen deutlich verbessert haben. Dann wird es Gebiete geben, die noch Schwierigkeiten haben werden, aber es werden weniger sein als jetzt. Ich sehe das eher positiv.

Kontakte:

Prof. Dr. Chinwe Ifejika Speranza,
chinwe.ifejika.speranza@unibe.ch

Prof. Dr. Thomas Breu,
thomas.breu@unibe.ch

Eine Frage an Astrid Zabel

Geht uns bald die Schokolade aus?

Fotografie: Manu Friederich



Zur Person

Astrid Zabel

ist Umweltökonomin und Head of Impact Area «Sustainable Land Systems» am Centre for Development and Environment (CDE) der Universität Bern. Sie forscht zu Instrumenten der Umweltpolitik im nationalen und internationalen Kontext.

Haben Sie ebenfalls eine Frage an die Wissenschaft? Stellen Sie sie uns bis zum 7. Oktober 2024 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit «Studieren».

Die EU möchte ihrer Verantwortung als Konsumentin von Waren, für deren Anbau Wald gerodet wird, gerecht werden. Sie verabschiedete daher die Verordnung über entwaldungsfreie Waren, EUDR. Diese verlangt, dass ab 2025 Händler, die etwa Kakao aus Afrika in die EU importieren möchten, nachweisen, dass dieser nicht von kürzlich gerodeten Flächen stammt. Obwohl der Entwaldungsstopp ein wichtiges Ziel ist, gibt es viele Fragen zu den Auswirkungen der EUDR auf Kleinbäuerinnen und Kleinbauern im globalen Süden. Kritische Stimmen monieren, dass die EU nicht parallel das Konsumverhalten ihrer Bevölkerung hinterfragt und den schonenden Umgang mit Ressourcen fördert.

Die Schweiz hat bisher auf eine Anpassung des Rechts verzichtet. Die Schokolade geht uns nicht aus, aber Handelsströme können sich verschieben, und wir sollten unbequemen Fragen nach den Folgen unseres Konsums nicht ausweichen.

Lösungen für Mensch und Natur in Kenia

Die Wyss Academy for Nature arbeitet auf vier Kontinenten mit lokalen Gemeinschaften, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zusammen an der Verbesserung der prekären Beziehung zwischen Mensch und Natur. Drei Beispiele aus Kenia zeigen, wie solche «Living Labs» funktionieren.



Fotografie: James Mwamisi

Wassermanagement **Grüneres Land**

Dank 50 000 halbrunden Wällen, die das Wasser zurückhalten, ist die trockene Landschaft im Norden Kenias grüner geworden. Gemeinsam mit den Menschen vor Ort und der niederländischen NGO «Justdiggitt» verfolgt die Wyss Academy das Ziel, 100 000 solcher Sickerbecken zu graben. Diese verwandeln harte, trockene Erde in fruchtbaren Boden und minimieren zudem die Bodenerosion. Bereits innerhalb von neun Monaten liessen sich deutliche Unterschiede auf Satellitenbildern erkennen. Sogar Elefanten hatten sich dem zuvor ausgetrockneten Gebiet wieder angenähert. Die Wyss Academy möchte das Projekt ausweiten und weitere Gebiete in der Region und im ganzen Land auf diese Weise verwandeln.

Raumplanung

Elefantenkorridore sichern

Wo Menschen sich ausbreiten, sind Tiere bedroht. Die Stadt Oldonyiro in Kenia wächst rasant, nimmt das umliegende Land in Besitz, bebaut es und zäunt es ab. Dadurch werden die Wanderbewegungen von Elefanten zwischen Naturschutzgebieten eingeschränkt. Mithilfe der Wyss Academy for Nature, der Organisationen Save the Elephants und Northern Rangelands Trust konnte die Bezirksregierung ein umfassendes Stadtplanungskonzept für Oldonyiro entwickeln, das Korridore sichern soll, durch die sich die Elefanten ungestört bewegen können. Dabei war es wichtig, die Bewegungen der Elefanten zu verstehen und die Gefahren für die Siedlung zu analysieren. Vertreterinnen und Vertreter der lokalen Regierung und der Bevölkerung sind sich einig: Durch den gemeinsamen Austausch und die partizipative Planung konnte das gegenseitige Verständnis aller Beteiligten gestärkt werden. Das gemeinsame Handeln bewirkt eine nachhaltige Entwicklung für den Schutz der Wildtiere und das Zusammenleben von Mensch und Natur in der Region.



Fotografie: Nina Constable / Save the Elephant



Fotografie: Wyss Academy / Tag House

Ernährungssicherheit

Pilze auf Elefantenkot

Die fleischlastige Ernährung der Hirtengemeinschaft in der Naibunga Community Conservancy, einem Naturschutzgebiet im Laikipia County in Kenia, könnte in Zukunft unter Druck geraten. Aufgrund des Klimawandels schrumpfen die Viehbestände in der immer trockeneren Region. Damit schwinden auch die Nahrungsreserven und die Einkommensgrundlage der Gemeinschaft, die deswegen nach Alternativen sucht. Der Naturschutzbiologe Antony Wandera entwickelte die Idee, auf leicht verfügbarem Elefantenkot Austernpilze zu züchten. Als er zur Wyss Academy kam, konnte er sie gemeinsam mit dem kenianischen Nationalmuseum und den Green Earth Warriors, einer Organisation aus der lokalen Gemeinschaft, umsetzen.

Das Projekt befähigt insbesondere Frauen, deren Stellung dadurch gestärkt wird. Ziel ist nicht nur, die Ernährungssicherheit zu verbessern, sondern auch Einkommen zu generieren. So hat die Gemeinschaft einen Solarpilztrockner gekauft, um Überschüsse haltbar zu machen und verkaufen zu können.



Afrofuturismus

Im Zeichen des Sankofa

Der dschibutische Schriftsteller Abdourahman Waberi blickt zurück auf sein Semester als Dürrenmatt-Gastprofessor für Weltliteratur in Bern. Mit seinen Studierenden blickte er voraus: Afrikanische Zukünfte? Waberi hat ein klares Bild davon, und das ist optimistisch. Dafür steht auch ein westafrikanisches Tiersymbol.

Text: Abdourahman Waberi. Aus dem Französischen von Andreas G. Förster /
Fotografie: Patrice Normand

Elegant stürzt sich der mythische Vogel Sankofa dem Unbekannten, dem Künftigen entgegen, dabei weist sein Kopf, sein Blick auf die Vergangenheit. Bei den Akan in Ghana und Côte d'Ivoire steht er für das unwiderstehliche Streben nach Wissen und mahnt, dass nichts Tragfähiges zustande bringt, wer das Fundament vernachlässigt.

Heute ziert Sankofa die Giebel vieler historischer Institute weltweit. Er nahm denselben Weg wie die Menschen, die sich «im Austausch mit dem Anderen verändern, ohne sich zu verlieren oder zu verfälschen», wie Édouard Glissant sagt. Sankofa blickt über die Schulter auf die zurückgelegte Strecke, um die Gegenwart zu kosten und dann umsichtig zu handeln. Er steht für das tiefe menschliche Bedürfnis, sich zu bilden, zu reisen, zu schaffen und zu träumen.

Als Lehrer bin ich glücklich, wenn meine Studierenden strahlen, weil eine Figur oder ein Werk der Vergangenheit sie anspricht. Der Mensch ist eine geschichtenverliebte Spezies, immer auf der Jagd nach unbekanntem Namen, einzigartigen Ausdrücken, seltenen Aromen.

Sehnsucht nach Afrika

Der Sankofa sass bei mir, als ich mit dem kongolesischen Schriftsteller Alain Mabanckou ein lustiges Wörterbuch verfasste, das auf Deutsch als *Der Puls Afrikas: Eine Liebeserklärung von A bis Z* erschien. Auch dessen Fortsetzung mit dem Titel *Notre France noire: de A à Z* möchte informieren und verzaubern, will Persönlichkeiten, Ereignisse und Orte dem Vergessen entreissen. So stillen wir ein Bedürfnis, das man wohl auch an der Staatsspitze verspürt hatte, als Präsident Macron ein Verzeichnis mit «300 bis 500 ver-

dienten Einwanderern aus den Vorstädten» forderte, nach denen Strassen in Frankreich benannt werden könnten.

Natürlich stiess ich bei meinen Studierenden an der Universität Bern auf dieselbe Sehnsucht, denselben Durst nach Afrika. Das ganze Semester wanderten wir mit wagemutigen Schriftstellerinnen, Philosophen, Filmemacherinnen und Künstlern, die uns radikale Werke geschenkt haben, über Krete und Berg Rücken. Mehr als einmal taten wir mit Blick auf die afrikanischen Zukünfte einen Schritt beiseite, um einen eigenen Bedeutungsraum zu entwickeln, um Abstand zu halten von ethnologischen Kurzschlüssen und entwicklungspolitischen Imperativen internationaler Institutionen (Weltbank, IWF) mit ihrer mechanistisch-rationalen Logik, die die Welt nun drei-, vierhundert Jahre lang beherrscht hat. Einer Vernunft, die man zur Krone des Menschenmöglichen erhob. Einer Vernunft, die in den entscheidenden Kreisen von Wirtschaft und Politik noch *common sense* ist. In deren Gefolge begriff sich der Mensch als

Zur Person

Abdourahman Waberi

lebt in Frankreich und brachte als Gastprofessor seinen Berner Studierenden den **Afrofuturismus** näher: Identitäten, Ausdrucksformen und Zukunftsentwürfe der afrikanischen Diaspora. Derzeit lehrt Waberi frankophone Literatur an der George Washington University.

«Sankofa steht für das tiefe menschliche Bedürfnis, sich zu bilden, zu reisen und zu träumen»

Abdourahman Waberi



Herr und Meister der Natur, machte sich ein falsches Bild von seinem innersten Wesen, seiner Psyche und etablierte unbewusst eine Rangordnung: des Kurzfristigen über das Langfristige, der Quantität über die Qualität, der Einheitlichkeit über die Vielfalt, des Habens über das Sein, des Einzelnen über die Gemeinschaft und so weiter.

Die Wurzeln der ökologischen Krise dringen tief

Einfach war unser Vorhaben nicht. Cheikh Hamidou Kane, Amadou Hampâté Bâ, Nnedi Okorafor und Maryse Condé beschwören die Geister der Toten, die *Manen* aus ganz anderen raumzeitlichen Dimensionen. Die stehen über unseren gereizten, ungeduldigen Impulsen: Sie weisen uns die Richtung. Die globale Umweltkatastrophe und deren zahllose Ausprägungen zeigen die Grenzen des cartesianischen Modells auf, das die klare Trennung des Menschen von seinem *Ebenbild*

(oder seiner Hülle) von der sogenannten *Natur* zu verantworten hat. Trennung vom Leben, deren Folge: Kommodifizierung der Welt.

Wer mit derart hellsichtigen Köpfen unterwegs ist, verliert alle Zweifel daran, ob die ökologische Krise nicht noch viel tiefer geht. Ihre Wurzeln dringen – eine Diagnose, die zunehmend mehr Gehör, ja Akzeptanz erfährt – bis in die Ethik, Philosophie, Sitte und Spiritualität. Die im Fortschrittsstreben geformte technisch-materielle Zivilisation hat ihren moralischen Kompass und ihren Sinn für Prioritäten verloren.

Atem schöpfen, Uhren anhalten

Der Sankofa als Symbol hat Vorzüge gegenüber dem Zeitstrahl, der die Zeit als einen Stoff darstellt, der immer in die gleiche Richtung abfließt. Das Symbol Sankofa bedeutet, Atem zu schöpfen, die Zeit der Uhren anzuhalten, die dichotomische Leidenschaft des Westens zu hinterfragen sowie deren systematische, manichäische Trennung von Geist und Materie, Alt und Neu, Männlich und Weiblich, Geschriebenem und Erzähltem, Tradition und Moderne.

In Afrika ist die westliche Vernunft kein Fremdkörper, den man bekämpfen könnte, sie ist längst verwachsen mit den Sinnfeldern, von denen sich die kollektive Vorstellungskraft des Kontinents nährt. Sie spielt ihren Part in den Bemühungen, die menschlichen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Es gilt, die ökonomischen Probleme anzupacken – nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, die Menschheit nicht als Singularität, sondern als *ubuntu* in vielfältigen Solidarbanden zu erhalten (Ubuntu ist ein lebensphilosophisches Konzept aus dem südlichen Afrika und wird sinngemäß

übersetzt mit «Ich bin, weil wir sind»; *Anm. d. Red.*). Genauso lebten die alten Völker vor Beginn des zerstörerischen Menschenwerks, das für unsere Vorfahren in der afrikanischen Savanne, in den Schweizer Bergen, in der sibirischen Steppe unvorstellbar und unannehmbar gewesen wäre. Würde ein (über-)menschliches Wesen ihnen zuflüstern, dass wir uns wochenlang die Köpfe heissen, ob man Wasser, Saaten und bedrohte Arten schützen solle oder nicht ... sie würden sich im Grabe umdrehen.

Unbezahlbarer Frieden

Mit dieser kognitiven Kluft, dem Schiffbruch einer ganzen Zivilisation, besteht das Risiko, die Weltgesellschaft noch stärker zu destabilisieren – durch Grenzkonflikte, mörderische Kriege, atomares Wettrüsten. Als einziger Kontinent verfügt Afrika über die moralische Glaubwürdigkeit, den Rest der Welt zur allgemeinen Abrüstung zu bewegen: Von hier (aus Niger etwa) stammt ein Teil des Urans, das die Killerindustrien benötigen. In der Vergangenheit haben zwei westliche Grossmächte Atomtests in Afrika durchgeführt, denn Frankreich machte seine ersten Versuche von 1960 bis 1966 in der algerischen Sahara, und Israel hat seine Tests wohl zu Zeiten der Apartheid auf der Prinz-Edward-Insel, einem kleinen Archipel im Indischen Ozean, veranstaltet. Afrika kennt das nukleare Feuer auf eigenem Grund und Boden, profitiert hat es davon nicht. Aber zwei afrikanische Staaten (Libyen, Südafrika) haben ihr Atomprogramm freiwillig beendet. Zählt man diese vier Punkte zusammen, verfügt der ökonomisch ärmste Kontinent auf moralischer Ebene über einen klaren Standortvorteil. Frieden ist unbezahlbar.

Ein afrikanischer Ansatz für die Geisteswissenschaften

Für die Geisteswissenschaften bestünde ein afrikanischer Ansatz darin, den Boden für andere Formen des Zusammenlebens zu bereiten, weniger geläufige Felder zu durchmessen und die Beziehungen zwischen den symbolischen Sphären (den sozialen, politischen, ökonomischen, spirituellen Ordnungen) neu zu gestalten. In unserer chaotischen Ära braucht es eine solche Ambition unbedingt. Resultieren müsste sie aus der Erforschung einer nicht schon geschriebenen Zukunft, die stattdessen Erbe und Erfindungsgeist, Mut und Geduld, Versuche und Vorstösse kombiniert, ausgehend von unseren hiesigen Grenzen, hin zum anders Möglichen. Diese Ambition erfordert eine Doppelbewegung, wie sie der Zaubervogel der Akan vollführt, der das alte Archiv erschliesst und neue Horizonte eröffnet.

In die dichten Wälder der Afrofuturistinnen

Wenn Erschöpfung und Entmutigung meine Studierenden ergriffen, wenn die vernetzten Kassandras mit ihren stachel-drahtenen Träumen die Schönheit der Welt verstellten, tauchten wir in die dichten Wälder der Afrofuturistinnen ab. Dort warteten wir auf die Eule der Athene, treue Begleiterin der Weisheitsgöttin, warteten auf ihr Signal, uns wieder zu zeigen. Wir nahmen uns die Zeit, auf einer Lichtung zu Atem zu kommen, bevor wir uns bewusst in Bewegung setzten. Über unseren Köpfen zwei Vögel, ein ganz ausgezeichnetes Paar. Einerseits die Eule der Athene. Andererseits die prägnante Silhouette ihres afrikanischen Veters Sankofa.

Afrika in Zahlen

Unser Bild von Afrika entspricht oft nicht der Realität. Die kulturelle Vielfalt ist viel grösser als beispielsweise in Europa. Der technologische Fortschritt ist dem unseren teilweise voraus. Anhand einiger Beispiele versuchen wir, Ihnen einen Eindruck davon zu vermitteln.

Text: Arian Bastani / Illustration: Hahn+Zimmermann



19
Jahre

ist das Durchschnittsalter in Afrika. 1990 lag es noch bei 16 Jahren, bis 2050 steigt es laut Prognosen auf 24 Jahre. In der Schweiz liegt das Durchschnittsalter momentan bei 43 Jahren.

>50%

der mobilen Gelddienste sind in Afrika angesiedelt. Das macht den Kontinent weltweit führend auf diesem Gebiet. Die Applikation M-Pesa aus Kenia wickelt beispielsweise monatlich etwa 10 Milliarden Dollar an Transaktionen ab.



مرحبًا

Arabisch 100 Mio.

Sannu

Hausa 80 Mio.

Bonjour

Französisch 90 Mio.

2000

Sprachen werden in Afrika gesprochen. Europäische Sprachen finden im Alltag Verwendung. Gleichzeitig gibt es eine Rückbesinnung auf die sprachlichen Wurzeln. Das sind die meistgesprochenen Sprachen.

Die Hälfte

der Stromversorgung in Afrika ist dezentral, kommt also nicht über ein Stromnetz, sondern beispielsweise von Solarpanels vom eigenen Dach. Insgesamt hat in Afrika nur knapp die Hälfte der Bevölkerung Zugang zu Strom.

1 Milliarde

Handys sind in Afrika in Betrieb – somit kommen auf vier Menschen drei Mobilfunkanschlüsse. 40% der Handys sind Gebrauchthandys, wovon 90% von ausserhalb des Kontinents kommen.

Pele o

Yoruba 30 Mio.

Akkam

Oromo 30 Mio.

Habari

Swahili 150 Mio.

40 Mio.

Menschen aus Afrika leben im Ausland, mehr als die Hälfte sind in andere afrikanische Länder migriert, ein Viertel nach Europa.

Bessere Medizin für alle Ethnien, Geschlechter und Weltgegenden

Die medizinische Versorgung Afrikas könnte besser sein, das überrascht niemanden. Dass das Problem aber schon beim medizinischen Grundlagenwissen anfängt, wird der Forschungscommunity erst langsam bewusst. Die Universität Bern trägt dazu bei, das Manko zu beheben – für den Süden und den Norden.

Text: Roland Fischer

Man kann es so oder so sehen: Afrika, ein blinder Fleck auf der medizinischen Landkarte, ein vernachlässigter, vergessener Kontinent. Oder aber: Afrika, ein ungehobener Schatz an Genvarianten und medizinisch relevanten Daten. Die Zahlen sprechen für sich: Rund 18 Prozent der Weltbevölkerung leben in Afrika, aber nur schätzungsweise etwas über 2 Prozent aller klinischen Studien werden auf dem Kontinent durchgeführt. Dasselbe Bild beim menschlichen Genom: «Als das Genom sequenziert war, feierte man das als grosse wissenschaftliche Errungenschaft – dabei ist das, was man da herausgefunden hat, überhaupt nicht repräsentativ für die Weltbevölkerung», sagt Carmen Faso vom Institut für Zellbiologie und vom Institut für Infektionskrankheiten der Universität Bern. Das medizinisch-genetische Wissen basiere letztlich auf weissen, männlichen Versuchspersonen.

Dass die medizinische Forschung manch einen blinden Fleck auf der Gender-Landkarte hat und Frauen deshalb buchstäblich schlechter behan-

delt werden, ist häufiger ein Thema, auch in den Medien. Dass dasselbe für ethnische Diversität gilt, dämmert der medizinischen Community erst langsam. Aber: «Es gibt da gerade einen ziemlichen Shift», ist Faso überzeugt. Auch die Universität Bern ist daran beteiligt, es gibt zahlreiche Partnerschaften mit afrikanischen Universitäten.

Emotionales Forschungsabenteuer

Mit der Initiative Afrique setzt die Uni nun einen neuen Schwerpunkt im Nord-Süd-Verbund, mit dem die Expertise gebündelt und die Vernetzung gefördert werden. Die Internationalisierungsstrategie der Uni basiere auf «der festen Überzeugung, dass die Bewältigung globaler Probleme eine globale Zusammenarbeit erfordert», wie es Hugues Abriel formuliert, Gruppenleiter am Institut für Biochemie und Molekulare Medizin sowie Vizerektor Forschung und Innovation. Zu Abriels Team gehören auch Nada El Makhzen und Michèle Fuhrer, die sich zusammen in ein sehr emotionales Forschungsabenteuer gestürzt

haben. Die beiden Doktorandinnen sind spezialisiert auf zystische Fibrose (CF) – eine Krankheit, die sich in übermässiger Schleimproduktion äussert und die Lunge und die Verdauungsorgane beeinträchtigt. Einmal diagnostiziert, ist CF eigentlich gut behandelbar. Sieht man sich die Fallzahlen an, scheint zystische Fibrose in Afrika kaum ein Problem zu sein. Aber das täuscht. El Makhzen sagt, zystische Fibrose gelte nach wie vor als «europäische Krankheit», und das nicht etwa, weil Menschen in Afrika davor gefeit wären, sondern schlicht, weil es keine Daten zu afrikanischen Patientinnen und Patienten gebe. Aufmerksam auf diesen Missstand sei Abriel bei einem Sabbatical in Fez, Marokko, geworden. Hierzulande steht in jedem Spital ein CF-Testgerät, mit dem der Schweiss von Kindern für eine rasche Erstdiagnose untersucht werden kann. Kosten der Gerätebeschaffung: rund 10 000 Franken. In Afrika sucht man solche Geräte meist vergebens. Und längst nicht alle Familien in Marokko können sich eine Reise nach Casablanca leisten, wo man zu einer Diagnose käme. Stattdessen werde CF häufig fehldiagnostiziert, denn die Symptome seien ähnlich wie bei Unterernährung, sagt Fuhrer.

Erfolgreiches Crowdfunding

Also lancierten die beiden Doktorandinnen kurzerhand eine Crowdfunding-Kampagne, um ein CF-Testgerät für ein Spital im marokkanischen Fez zu beschaffen. Die Kampagne war unerwartet erfolgreich, bald kam ein weiteres Gerät für Kinshasa (Demokratische Republik Kongo) dazu. Aber noch ist das natürlich bloss ein Tropfen auf den heissen Stein, insbesondere wenn man sich die afrikanische Realität vor Augen hält, wie Fuhrer erklärt: CF sei bloss eine von Tausenden von seltenen Krankheiten, die in Afrika meist undiagnostiziert bleiben, das hätten Studien in den letzten Jahren verschiedentlich aufgezeigt.

Aber bessere Diagnostik ist nur der Anfang, die beiden jungen Forscherinnen haben auch mögliche Behandlungen im Blick. Dazu brauche es auch Gensequenzierungen, sagt El Makhzen, um insbesondere die Varianten des CFTR-Gens zu bestimmen, die zu CF führen. Es sei bei CF von entscheidender Bedeutung, die Behandlung auf das genetische Profil der betroffenen Kinder abzustimmen. Ziel sei es daher, neue CFTR-Varianten in der marokkanischen Bevölkerung zu entdecken. Kennt man die Genlandschaft besser,

dann kann man auch spezifischer helfen, denn die entsprechenden Medikamente seien mit grosser Wahrscheinlichkeit schon verfügbar, sagt Fuhrer.

Grosse Aufgaben, die mit Crowdfunding-Budgets kaum zu stemmen sein werden. Es sei ihnen bewusst, dass sie bloss einen kleinen ersten Schritt gemacht hätten – man dürfe aber auch nicht vergessen, dass Crowdfunding-Kampagnen wertvoll seien, um Aufmerksamkeit auf ein Problem zu lenken. «Wir denken viel grösser, auf jeden Fall», sagt Nada El Makhzen. Ziel ist das Rekrutieren weiterer junger Patientinnen und Patienten für eine umfassende

Veranstaltungshinweis

Collegium generale

Die Vielfalt von Afrika steht im Zentrum der Ringvorlesung des Collegium generale im Herbstsemester 2024. Von den 14 öffentlichen Vorträgen befassen sich zwei mit medizinischen Themen:

23. Oktober

Breaking Barriers: The Transplantation Journey for HIV Positive Individuals

Prof. Dr. Elmi Muller,
Transplant Medicine, Stellenbosch University, South Africa

4. Dezember

Genomics for Health in Africa: How Can Medical Genomics Contribute?

Prof. Dr. Shahida Moosa,
Molecular Biology and Human Genetics, Stellenbosch University, South Africa

Das ganze Programm und Veranstaltungsdetails finden Sie unter collegiumgenerale.unibe.ch

«Der globale Norden ist abhängig davon, dass es dem globalen Süden gut geht.»

Carmen Faso

Kohortenstudie. Dies, um überhaupt einmal einschätzen zu können, wie sich die CF-Lage in Marokko und anderen afrikanischen Ländern präsentiert. Als Nächstes dann steht die Entwicklung eines optimierten Diagnoseprotokolls für CF auf dem Plan, das in verschiedenen afrikanischen Ländern angewendet werden kann.

Ziel: 7000 Doktorierende

Gross denkt man auch bei der Initiative Afrique. Faso verantwortet den Cluster of Research Excellence (CoRE) namens «Genomics for Health Africa», zusammen mit einer Reihe von Partnerunis in Afrika und Europa. Diese von einem internationalen Konsortium lancierten Cluster, von denen bereits 20 laufen, basieren grundlegend auf Chancengleichheit zwischen Nord und Süd, auf einer kollaborativen Forschung ohne Hierarchien also. Faso sagt, mit dem Modell überwinde man endlich das Paradigma des «white saviorism», des «Rettergedankens», der viel zu lange die Zusammenarbeit mit Afrika geprägt hat. In den Clustern werde auf Augenhöhe zusammengearbeitet, Europa lerne von Afrika und umgekehrt. «Viele Forschende in Afrika sind Exkollaborierenden und -kollegen und haben ihr Know-how an europäischen Universitäten erworben. Nun setzen sie es in ihren Heimatländern ein», sagt Faso. Das ehrgeizige Ziel: 7000 PhDs auszubilden, die letztlich an afrikanischen Unis forschen sollen.

Der von Faso verantwortete Cluster will die genetische Datenlage im Zusammenhang mit Infektions- und seltenen Krankheiten verbessern. Man stelle sich Eltern eines von einer seltenen Krankheit betroffenen Kindes in Europa vor: Hier gäbe es eine Vielzahl von Spezialistinnen und Spezialisten, die den Eltern zur Seite stehen würden, um eine geeignete Behandlung zu finden.

Ganz anders bei einer Mutter von fünf Kindern in einem Shantytown in Südafrika: Genau ein Spital im ganzen Land verfüge über die entsprechende Expertise. In ganz Afrika seien es gerade mal fünf. Es ist offensichtlich, dass bei so wenigen Fachleuten auch das genetische Grundlagenwissen mehr als lückenhaft ist.

Wertvolle Patientendaten im globalen Süden

Problematisch ist dieses Nichtwissen nicht nur für Afrika, sondern auch für den globalen Norden. In den USA zum Beispiel haben 84 Prozent der Patientinnen und Patienten, die an klinischen Studien teilnehmen, einen kaukasischen Hintergrund. Hingegen haben weniger als 3 Prozent einen lateinamerikanischen Hintergrund. Initiativen, die für mehr Diversität in klinischen und in Genomstudien sorgen möchten, scheitern oft an sozioökonomischen Hindernissen. Die Situation hat sich über die letzten Jahrzehnte kaum verbessert. Deshalb setzen Fachleute grosse Hoffnungen in den noch kaum genutzten Patientenpool in Afrika. Medizinische Produkte, die sich aufgrund dieser Patientendaten entwickeln lassen, können auch dem Westen dienen. «Man darf nicht vergessen, dass sehr viele von uns zumindest zum Teil einen Migrationshintergrund haben», sagt Faso. Das zeige sich auch in unseren genetischen Dispositionen.

Faso ist aber überzeugt, dass das Problem noch eine Schuhnummer grösser ist: Seien es Migrationsströme, seien es politische Unruhen: Wir im globalen Norden müssten das allergrösste Interesse daran haben, die medizinische Situation in Afrika ernst zu nehmen und zu verbessern. «Der globale Norden ist abhängig davon, dass es dem globalen Süden gut geht», so Faso: «Und wenn wir fragen, ob es jemandem gut geht, dann meinen wir eben nicht nur Wirtschaft und Politik, sondern ganz grundlegend die Gesundheit.»



Kontakte:

Prof. Dr. Carmen Faso, carmen.faso@unibe.ch

Nada El Makhzen, nada.elmakhzen@unibe.ch

Michèle Fuhrer, michele.fuhrer@unibe.ch

«Afrotopien» – postkoloniale Perspektiven für den ganzen Planeten

Eine neue Generation Intellektueller entwickelt die postkoloniale Debatte weiter – aus afrikanischer Perspektive und aus Sicht der afrikanischen Diaspora. Dabei entstehen utopische Entwürfe für die Zukunft des afrikanischen Kontinents, aber auch weit über ihn hinaus.

Text: Patricia Purtschert / Fotografie: Dres Hubacher

2005 veröffentlichte die Autorin Taiye Selasi einen kurzen Text mit dem Titel «Bye-Bye Babar», der auf grosse Resonanz stiess, weil er das Lebensgefühl vieler gut situerter jüngerer Menschen der afrikanischen Diaspora auf den Punkt brachte. Selasi beschrieb ihr Dasein zwischen unterschiedlichen Kontinenten, Metropolen, Sprachen und Kulturen und stellte fest: «We are Afropolitans: not citizens, but Africans of the world.» (Wir sind Afropolitinnen: nicht Kosmopoliten oder Weltbürgerinnen, sondern Weltafrikaner.)

Afropolitische Selbstbewusstsein

Selasi führt aus: «Vielleicht kennzeichnet das afropolitische Bewusstsein vor allem die Ablehnung allzu starker Vereinfachungen; das Bemühen, zu verstehen, was in Afrika alles falsch läuft, und zugleich der Wille, zu würdigen, was wunderbar und einzigartig ist.» Sie beschreibt damit das Selbstverständnis einer Generation, die sich selbstbewusst auf den enormen kulturellen und materiellen Reichtum Afrikas bezieht und sich gleichzeitig mit der

gewaltvollen (Kolonial-)Geschichte und problembeladenen Gegenwart des Kontinents auseinandersetzt.

«Weltafrikanerin» zu sein, bedeutet demnach, aus einer afrikanischen Perspektive an der Moderne zu partizipieren. Vor dem Hintergrund kolonialer Afrikabilder ist das keine Selbstverständlichkeit: der Philosoph G. W. F. Hegel etwa siedelte Afrika ausserhalb der Geschichte im Bereich menschlicher Bedeutungslosigkeit an – ein rassistisches Denken, das bis in die Gegenwart hinein seine Kreise zieht.

«Bye-Bye Babar» bricht unmissverständlich mit einer solchen Perspektive. Der Titel ist eine Referenz auf Eddie Murphys bekannte Textzeile im Spielfilm «Coming to America», die sich auf die Kinderbuchfigur Babar bezieht. Bücher wie diejenigen über Babar, im kolonialen Frankreich der 1930er-Jahre erfunden, machen rassistische Vorstellungen von afrikanischen Menschen noch immer zu einem integralen Bestandteil populärkultureller Bildung, die europäischen Menschen von Kindesbeinen an vermittelt wird. Mit der Verabschiedung von Babar ist darum auch Selasis «Ablehnung allzu starker Vereinfachungen» verbunden, welche die vielen kolonial geprägten Vorstellungen von Afrika kennzeichnen.

Ein Weltbild aus vervielfachten Geschichten

Nicht zufällig legt ein anderer Star der afropolitischen Szene den Finger auf diesen wunden Punkt: In ihrem viral gegangenen Ted-Talk «The Danger of a Single Story» erzählt die Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie, wie sie als Kind britische und US-amerikanische Bücher verschlang. Bald begann sie selbst, Geschichten zu schreiben: «Alle meine Figuren



Zur Person

Patricia Purtschert

ist Philosophin, Professorin für Gender Studies und Co-Leiterin des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung an der Universität Bern. Sie arbeitet unter anderem zur postkolonialen Geschichte und Gegenwart der Schweiz. Einen Teil ihres Studiums hat sie an der University of Ghana verbracht.

waren weiss und blauäugig, sie spielten im Schnee, sie assen Äpfel und sprachen viel über das Wetter [...]. Ich war noch nie ausserhalb Nigerias gewesen. Bei uns gab es keinen Schnee, wir assen Mangos, und wir sprachen nie über das Wetter.»

Aufgrund ihrer einseitigen Lektüreerfahrungen ging sie davon aus, so Adichie, dass Menschen in Büchern immer weit weg von den eigenen Erfahrungen situiert sein müssten. «Das änderte sich», fügte sie an, «als ich afrikanische Bücher entdeckte.» Durch diese stösst Adichie nicht nur auf Geschichten von Menschen, die ähnlich leben wie sie. Durch sie vervielfachen sich auch die Geschichten, die fortan ihr Welt-

bild formen. Sie entkommt damit der Gefahr, Menschen auf eine einzige Dimension menschlichen Daseins zu reduzieren.

Vermenschlichung und Entmenschlichung

Selasi und Adichie sind Teil einer neuen Generation afrikanischer Intellektueller, die eine postkoloniale Auseinandersetzung aus afrikanischer und afrodiasporischer Perspektive weiterentwickeln. Zu dieser weit ins späte 20. Jahrhundert zurückreichenden Tradition gehören die Arbeiten von Sylvia Wynter, die aufzeigt, wie moderne Konzeptionen des Menschen auf kolonialrassistischen Differenzen beruhen. Der damit verbundene zweiseitige Prozess der Vermenschlichung und Entmenschlichung führte zur Herausbildung eines Selbstverständnisses von Menschen der kolonialen Metropole als fortschrittlich und aufgeklärt auf der einen Seite; auf der anderen Seite zur kolonialen Ausbeutung und Versklavung von kolonialisierten Menschen.

Dazu gehört auch Valentin Y. Mudimbes «The Invention of Africa». Darin zeigt er auf, wie die Vorstellung eines zusammenhängenden, kulturell einheitlichen Kontinents aus einer kolonialen Warte entwickelt wurde. Mudimbes Analyse weist grosse Ähnlichkeit mit Edward Saids viel bekannterem «Orientalismus» auf, der die Entstehung eines einheitlichen «Orients» auf eurozentrische Wissenschaften zurückführt.

Dazu gehören die Arbeiten von Audre Lorde, die – lange bevor mit den «Affect Studies» ein neues und trendiges Forschungsfeld eingeführt wurde – beschreibt, wie Wut aus der Erfahrung von Unterdrückung etwa durch Rassismus, Sexismus oder Homophobie entstehen kann. Und wie diese oftmals verpönte Emotion zu einem

Ansatzpunkt für Praktiken wird, die alternatives Wissen und soziale Veränderungen hervorbringen.

Dazu gehört auch das Buch «The Black Atlantic» von Paul Gilroy. Er thematisiert darin die Entstehung einer Schwarzen Diaspora durch die gewaltsame Verschleppung und Versklavung afrikanischer Menschen und zeigt auf, wie grundlegend dies für die Entwicklung einer modernen Welt war.

Dazu gehört das Werk «Invention of Women» von Oyèrónké Oyèwùmí. Sie beschreibt darin, wie viele scheinbar «natürliche» Vorstellungen von Männern, Frauen und Familie europäische Normen widerspiegeln, die historisch gewachsen sind. Afrikanischen Gesellschaften wurden solche Normen durch koloniale Herrschaftsverhältnisse aufgezwungen. Sie überlagerten und zerstörten bestehende soziale Arrangements, in denen Geschlecht eine andere und manchmal (wie sie am Beispiel der Yoruba im heutigen Nigeria diskutiert) gegenüber anderen sozialen Faktoren, wie dem sozialen Alter, eine untergeordnete Rolle spielte.

Dazu gehört auch die Arbeit von Achille Mbembe. Er beschreibt mit dem Begriff «Nekropolitik», wie koloniale Regierungsweisen zwischen Menschen unterscheiden, deren Leben von Bedeutung ist, und solchen, deren Tod in Kauf genommen wird. Solche Analysen haben, wie ein Blick auf das Sterbenlassen im Mittelmeer zeigt, nichts an Aktualität eingebüsst: Denn die tödlichen Grenzregimes für Menschen aus Afrika und Asien, die aufgrund sozialer, politischer, ökonomischer und ökologischer Krisen auf gefährlichen Routen den Weg nach Europa suchen, werden von europäischen Staaten weitgehend in Kauf genommen.

«Weltafrikanerin zu sein, bedeutet demnach, aus einer afrikanischen Perspektive an der Moderne zu partizipieren.»

Patricia Purtschert

Eine andere Zukunft imaginieren

Vor dem Hintergrund solcher profunden und zugleich schonungslosen Analysen einer eurozentrisch ausgerichteten Moderne und ihrer Folgen für Afrika formieren sich zurzeit neue Denkansätze. Sie bringen sich aus einer afrikanischen und afrodiaporischen Perspektive in globale Diskussionen ein und imaginieren eine andere Zukunft für den Kontinent.

«Es geht darum», schreibt Felwine Sarr, «sich nicht länger zu rechtfertigen, nicht länger auf die Aufforderungen anderer zu reagieren.» Er legt mit dem Begriff der Afrotopie eine Utopie vor, «die es sich zur Aufgabe macht, die gewaltigen Möglichkeitsräume innerhalb der afrikanischen Wirklichkeit aufzustößern und sie fruchtbar werden zu lassen». Sarr fokussiert insbesondere auf die Umgestaltung der Ökonomie, die in westlich dominierten Kontexten viel zu übermächtig geworden und einseitig auf den Profit von einzelnen Individuen ausgerichtet sei. In der Afrotopie soll sie sich stärker mit kulturellen und spirituellen Lebensformen verschränken und damit nicht nur nachhaltigere Bedingungen für die Menschen schaffen, die in dieser Wirtschafts-

ordnung leben, sondern auch für die ökologischen Systeme, denen wir alle angehören.

Afrotopien werden zu Planetopien

Auf ähnliche Weise betont Sylvia Tamale die Bedeutung afrikanischen Wissens für die rapide Veränderung und Zerstörung ökologischer Grundlagen. Afrikanerinnen und Afrikaner, so Tamale, weisen aufgrund ihres durchschnittlich sehr niedrigen Ressourcenverbrauchs den weltweit tiefsten ökologischen Fussabdruck auf. Die UNO schätzt, dass nur zwei bis drei Prozent der globalen Emissionen auf Afrika zurückgeführt werden können. Gleichzeitig fehlen aufgrund der Folgen von Versklavungshandel, Kolonialismus und Neukolonialismus vielerorts die benötigten Mittel, sowohl im Alltag der Menschen als auch auf staatlicher Ebene, um sich vor klimabedingten Veränderungen schützen oder von ebensolchen Katastrophen erholen zu können. Afrika, so Tamale, sei damit der Kontinent, der gegenüber den Effekten des Klimawandels am verletzlichsten ist.

Insbesondere in der Verbindung von dekolonialem Feminismus, Umweltpolitik und indigenem Wissen durch den afrikanischen Ökofeminismus sieht Tamale das Potenzial, einen schmalen Grat zwischen Nutzung und Schutz natürlicher Ressourcen ausmachen zu können. Damit wird auch deutlich, dass Afrotopien über den Kontinent hinaus von Bedeutung sind, da sie zugleich «Planetopien», Utopien für den Planeten, sind.

Kontakt:

Prof. Dr. Patricia Purtschert
patricia.purtschert@unibe.ch

Geraubte Benin-Bronzen gehen «back to the roots»

Immer mehr Länder sind bereit, koloniale Raubkunst zurückzugeben. Der Schweizer Weg zur Restitution der Benin-Bronzen an Nigeria ist einzigartig: Er ist bottom-up entstanden, angetrieben vom Gerechtigkeitssinn und vom Interesse von Kuratorinnen und Kuratoren an kulturellem Austausch und Wissenstransfer.

Text: Barbara Spycher / Fotografie: Dres Hubacher

1897 griffen britische Kolonialtruppen die Hauptstadt des Königreichs Benin – im heutigen Nigeria – an, plünderten den Königspalast und entwendeten zwischen 5000 und 10 000 Kunstobjekte. Diese filigranen Werke aus Bronze, Messing, Elfenbein oder Holz gelangten in der Folge als sogenannte Benin-Bronzen über den Kunsthandel in private und öffentliche Sammlungen in der ganzen Welt – auch in der Schweiz.

Diese Benin-Bronzen sind zu einem zentralen Symbol für den Umgang mit Raubkunst aus Afrika geworden. Denn ein Grossteil des afrikanischen kulturellen Erbes wurde während der Kolonialzeit geraubt, enteignet, erpresst oder zwangsverkauft – und wird seither in Museen im globalen Norden ausgestellt. Erst in den letzten Jahren hat in westlichen Ländern ein Umdenken eingesetzt und ist die Bereitschaft gewachsen, den afrikanischen Ländern ihr kulturelles Erbe zurückzugeben – allen voran die Benin-Bronzen. «Der «Vorteil» der Benin-Artefakte ist, dass es keine Zweifel an der Illegalität des britischen Raubzugs gibt», erklärt Lucky Igohosa Ugbudian, nigerianischer Gastwissenschaftler an der Universität Bern.

Bereits in den 1930er-Jahren verlangte Nigeria das erste Mal die Rückgabe dieser geplünderten Artefakte – allerdings vergeblich. Erst in den letzten Jahren haben erste westliche Länder wie die USA und Deutschland die Eigentumsrechte der geplünderten Benin-Artefakte an Nigeria zurückgegeben, andere – etwa Frankreich oder die Niederlande – haben ihre Bereitschaft signalisiert. 2023 haben sich auch Schweizer Museen dazu bereit erklärt – auch wenn noch kein formales Gesuch aus Nigeria eingetroffen ist. Doch die zur Rückgabe nötigen Schritte wurden eingeleitet. Im Rahmen seines einjährigen Forschungstipendiums an der Universität Bern hat der Historiker Lucky Igohosa Ugbudian die Restitutionsdebatte in der Schweiz mit anderen Ländern verglichen und sagt: «Das Schweizer Beispiel ist weltweit einzigartig: Denn es ist das einzige, das bottom-up entstanden ist.»

Initiative ergriffen

Während in allen anderen Ländern die Initiative zur Restitution der Benin-Artefakte vom Staat ausgegangen sei, in Zusammenarbeit mit dem Museumsmanagement, hätten in der Schweiz

Mitarbeitende der Museen die Sache selbst in die Hand genommen, erzählt Ugbudian. Konkret sind es die Kuratorinnen und Kuratoren der acht öffentlichen Schweizer Museen, die im Besitz von Benin-Artefakten sind, darunter das Museum Rietberg in Zürich, das Historische Museum in Bern und das Museum der Kulturen Basel.

Diese Kuratorinnen und Kuratoren hatten die Restitutionsdebatten in anderen Ländern verfolgt und wollten sich ihrer Verantwortung stellen. Auf Initiative des Museums Rietberg trafen sie sich, um die Herkunftsforschung der Benin-Bronzen in ihren Sammlungen anzudenken. Schnell machten sie Nägel mit Köpfen: Sie holten die Zustimmung der Museumsleitungen und



Zur Person

Lucky Igohosa Ugbudian

ist Historiker und Senior Lecturer an der Alex Ekwueme Federal University Ndufu-Alike in Nigeria. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem kulturelles Erbe, globale Geschichte und internationale Studien. 2023/2024 forschte er im Rahmen eines Exzellenz-Stipendiums der Schweizer Regierung am Historischen Institut der Universität Bern zum Schweizer Weg zur Restitution der Benin-Artefakte.

-besitzer ein und fragten beim Bundesamt für Kultur um Fördergelder an. Diese wurden gesprochen, die «Benin Initiative Schweiz» im Jahr 2021 lanciert: In diesem Verbund erforschten die Museen die Herkunft der Benin-Artefakte in ihren Sammlungen, in enger Zusammenarbeit mit nigerianischen Wissenschaftlerinnen und Akteuren. Im Februar 2023 verkündeten sie, dass über die Hälfte der 96 Benin-Artefakte in Schweizer Sammlungen geraubt oder wahrscheinlich geraubt sei – und dass die Museen bereit seien, ihre Eigentumsrechte an Nigeria zu übertragen.

Lucky Igohosa Ugbudian ist beeindruckt von den Schweizer Kuratorinnen und Kuratoren: «Ihre Initiative, ihr Engagement und ihre Leidenschaft machen das Schweizer Beispiel einzigartig. Sie sind angetrieben von einem starken Gerechtigkeitsinn und einem grossen Interesse an einem kulturellen Austausch.» Für sie sei völlig klar: «Wir können doch keine Gegenstände behalten, die jemand anderem gestohlen wurden!» Die Frage, warum ähnlich gesinnte Kuratorinnen und Kuratoren in anderen Ländern nicht die Initiative ergriffen haben, kann Ugbudian nicht abschliessend beantworten. Dazu bräuchte es weiterführende Forschung. Er interessiert sich insbesondere dafür, die Schweiz und Deutschland vertiefter zu vergleichen, und stellt die Frage in den Raum: «Hätten die deutschen Kuratorinnen und Kuratoren den Mut gehabt und wären sie zahlreich genug gewesen, um Herkunftsforschung einzufordern?» Eine mögliche These sei, dass das Hierarchiedenken in Deutschland ausgeprägter sei und solche Initiativen der Behörde erschwere.

Angst vor leergeräumten Museen

Die Initiative der Schweizer Kuratorinnen und Kuratoren wurde natürlich beeinflusst von den Restitutionsdebatten in anderen europäischen Ländern. In den letzten Jahren hat sich in Europa die Haltung zu Raubkunst fundamental gewandelt. Ugbudian hat zurückverfolgt, wie es dazu kam. Denn als Nigeria in den 1930er-Jahren das erste Mal die Benin-Artefakte zurückforderte, kam ein klares Nein. Ebenso als in den 1960er- und 1970er-Jahren Gruppierungen aus verschiedenen afrikanischen Staaten koloniale Raubkunst zurückverlangten. Gründe für die Absage: die Angst vor leergeräumten Museen und wirtschaftlichen Einbussen. Noch im Jahr 2002 verabschiedeten 18 Museen – insbesondere aus

«Die Rückgabe der Artefakte ist zentral, um Gerechtigkeit herzustellen.»

Lucky Igohosa Ugbudian

Nordamerika und Grossbritannien – eine Erklärung, in der sie Kulturgut kolonialer Herkunft als universelles Erbe der Menschheit klassifizierten, das deswegen nicht zurückgegeben werden müsse. Wieder blieben Proteste folgenlos.

Gestürzte Statuen und Macrons Erklärung

Das änderte sich erst mit der Black-Lives-Matter-Bewegung, die 2013 in den USA ihren Anfang nahm. In der Folge stürzten Aktivistinnen und Aktivisten die Statuen von kolonialen Unterdrückern. «Damit sandten sie eine klare Message an die Museen, dass sie ihren Umgang mit ihren illegal erworbenen Kulturgütern korrigieren müssen», ordnet Ugbudian ein. Doch der entscheidendste Moment war, als der französische Präsident Emmanuel Macron 2017 auf einer Reise in Burkina Faso erklärte, dass Frankreich alle geraubten Kulturgüter den Ursprungsländern zurückgeben werde. «Diese Botschaft war die Folge all der vorangegangenen Bemühungen der afrikanischen Community und sandte einen unüberhörbaren Aufruf an alle westlichen Regierungen», sagt Ugbudian. Mittlerweile hat sich Frankreich bereit erklärt, die Eigentümerschaft der Benin-Artefakte an Nigeria abzutreten, Deutschland hat dies bereits vollzogen – bei rund 1100 Objekten. Physisch befinden sich die meisten Benin-Bronzen weiterhin in Europa. In Nigeria soll dafür zuerst ein Museum gebaut werden.

Intensive Zusammenarbeit mit Nigeria

In den Restitutionsdebatten nimmt die sogenannte Provenienzforschung eine zentrale Rolle ein. Dabei geht es darum, die Herkunft jedes einzelnen Kunstobjekts zurückzuverfolgen und

herauszufinden, ob es in einem kolonialen Kontext unrechtmässig erworben wurde. Diese Forschung sei aufwendig, doch sie sei gleichzeitig auch eine immense Chance für interkulturellen Austausch und Wissenstransfer, so Ugbudian. Auch diesbezüglich sei der Schweizer Weg besonders: «Die Schweizer Kuratorinnen und Kuratoren waren ausserordentlich interessiert, ihr Verständnis für die Artefakte zu vertiefen und mit nigerianischen Partnerinnen und Partnern gemeinschaftlich zusammenzuarbeiten.» Sie tauschten sich mit Vertreterinnen und Vertretern aus Wissenschaft, Museen, Kunsthandwerk, der Regierung und des Palastes aus. «Der Austausch war breiter abgestützt und intensiver, als andere Länder dies handhabten.»

Bei dieser Zusammenarbeit ging es der «Benin Schweiz Initiative» etwa darum, Lücken in den Provenienzen zu schliessen, die Objektbiografien vertiefter zu verstehen und die nigerianische Perspektive in Ausstellungen zu stärken. Es fanden nicht nur Besuche und Workshops in der Schweiz und in Nigeria statt, sondern es ist auch eine gemeinsam kuratierte Ausstellung der Benin-Artefakte angedacht. Nicht zuletzt sollen diese Erfahrungen als Modell für die Kooperation mit anderen Herkunftsländern von kolonialer Kunst dienen.

Denn das Thema wird die hiesigen Museen noch länger beschäftigen. Nebst den Benin-Artefakten lagern noch unzählige koloniale Kulturgüter in europäischen Museen – laut einer Schätzung sollen es 90 Prozent aller afrikanischen Kulturschätze sein. Das Beispiel der Benin-Bronzen zeigt, was der Verlust dieses kulturellen Erbes für die Herkunftsländer bedeutet. Denn mit den Artefakten wurde Nigeria auch seiner Geschichte, seiner spirituellen Götter, seiner kulturellen Figuren und historischen Führer beraubt. «Einige Artefakte dienten als Königsabbild, andere zur Dokumentation des damaligen Wissens, manche hatten eine spirituelle Bedeutung», erzählt Lucky Igohosa Ugbudian. «Ihre Rückgabe ist ein zentraler Schritt, um Gerechtigkeit herzustellen.»

Kontakt:

Dr. Lucky Igohosa Ugbudian
liugbudian@gmail.com

«Afrikanische Expertise bringt die Universität voran»

Professorin Margaret Owuor und Vizerektor Hugues Abriel sprechen über die Gründe und Pläne für die Initiative Afrique, die vorhandene Forschungskompetenzen an der Universität Bern bündeln will.

Interview: Isabelle Aeschlimann / Fotografie: Dres Hubacher

Was hat Sie dazu bewogen, sich der Initiative Afrique anzuschliessen?

Margaret Owuor: Als ich 2022 meine Professur an der Wyss Academy und dem Institut für Ökologie und Evolution antrat und von der Initiative Afrique erfuhr, war ich begeistert. Ich hoffte auf eine Plattform, um die Probleme anzusprechen und zu diskutieren, mit denen ich als Afrikanerin in einer internationalen Forschungsgemeinschaft konfrontiert bin.

Hugues Abriel: Ich arbeite bereits seit rund zehn Jahren mit afrikanischen Forschenden und Studierenden zusammen. Da die Universität im Rahmen der Strategie 2030 ihre internationalen Netzwerke ausbauen möchte, habe ich in meiner Funktion als Vizerektor

Forschung und Innovation der Universitätsleitung vorge schlagen, einen geografischen Schwerpunkt für dieses Ziel zu setzen. Durch die Mitgliedschaft der Universität in «The Guild of European Research-Intensive Universities» und die in diesem Rahmen verstärkte Zusammenarbeit mit der «African Research Universities Alliance (ARUA)» hat sich bereits eine gute Dynamik entwickelt. Jetzt arbeiten wir für die Initiative Afrique über zwei unserer Vizerektorate hinweg zusammen.

Warum konzentrieren Sie sich gerade auf den afrikanischen Kontinent?

Abriel: Dieser Schwerpunkt ist nicht ausschliesslich zu verstehen, aber der afrikanische

Kontinent birgt grosses Potenzial. Wir beschäftigen uns mit einigen der wichtigsten Themen, mit denen die Welt heute konfrontiert ist: Klimawandel, Wasser- und Landmanagement, Migration und vielen mehr. Gleichzeitig haben wir ein faszinierendes Forschungsumfeld, das von der Biodiversität bis hin zur Genomik reicht: So begann zum Beispiel die Geschichte der menschlichen Bevölkerung in Afrika, daher sind die Genome dort viel vielfältiger und bergen enormes medizinisches Forschungspotenzial. Aber im Rahmen dieser Forschung kann man kaum die richtigen Fragen stellen, wenn man nicht mit direkt betroffenen Menschen arbeitet.

Owuor: Als Forscherin muss ich natürlich auch noch die

Biodiversität betonen. Aber ganz allgemein wird prognostiziert, dass in einigen Jahrzehnten mindestens ein Drittel der jungen Menschen auf der Welt Afrikanerinnen und Afrikaner sein werden. Diese Menschen sind sehr talentiert und begeistert von neuen Technologien. Afrika ist zum Beispiel führend bei der Nutzung von Mobiltelefonen. Selbst im abgelegensten Teil Kenias findet man ein Handy.

Abriel: Diese Technologien, und ich möchte die künstliche Intelligenz einschliessen, sind im Vergleich zu teuren Forschungsgeräten viel einfacher verfügbar. Alles, was man braucht, ist ein kluger Kopf – und da kommen die vielen jungen, gut ausgebildeten Studierenden ins Spiel, die zeigen wollen, dass sie einen globalen Beitrag leisten können.

Owuor: Es gibt auch bereits viele kompetente afrikanische Forschende, aber sie haben nicht dieselben Möglichkeiten. Afrikanische Länder geben im Durchschnitt weniger als ein Prozent ihres BIP für Forschung aus, weil Forschung zu oft als Kostenfaktor und nicht als Notwendigkeit gesehen wird. Ohne finanzielle Mittel ist es schwierig, Forschung zu betreiben und in seinem Fachgebiet wettbewerbsfähig zu bleiben. Viele Forschende greifen dann auf das eigene Gehalt zurück. Als ich in Kenia gearbeitet habe, musste ich mir selbst einen Arbeitslaptop beschaffen. Dann benötigt man Mittel, um auf Fachzeitschriften zuzugreifen und darin zu publizieren, Feldforschung zu betreiben und an Konferenzen teilzunehmen. Wer sich international einbringen will, braucht zudem Visa und Reisestipendien.



Zu den Personen

Margaret Owuor

ist Professorin an der Wyss Academy for Nature und der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Nutzen der Natur für den Menschen und der Schutz der Biodiversität. In ihrer Forschung verfolgt sie einen stark lokal orientierten, partizipativen Ansatz und widmet sich ausserdem dem Wissenstransfer und Mentoring von Nachwuchsforschenden.

Hugues Abriel

ist Vizerektor Forschung und Innovation und Professor am Institut für Biochemie und Molekulare Medizin an der Universität Bern. Seit mehreren Jahren steht er in engem Kontakt mit jungen Ärztinnen und Ärzten und Nachwuchsforschenden aus den französischsprachigen Regionen Afrikas und hat ein akademisches Sabbatical an den Universitäten von Kinshasa (Demokratische Republik Kongo) und Fez (Marokko) verbracht.

«Als Minderheit ist man immer noch verunsichert, ob man wirklich etwas zu sagen hat.»

Margaret Owuor

Ist die Finanzierung ein Thema, das die Initiative Afrique angehen will?

Abriel: Die Finanzierung ist natürlich ein wichtiger Aspekt, aber müssen wir wirklich von der Universitätsleitung eine grosse Investition verlangen? Ich denke, dass man viele Dinge mit wenig Geld machen kann – vielleicht ist das etwas, das wir von unseren afrikanischen Kollegen lernen können.

Owuor: Ich bin auch der Meinung, dass es am besten ist, klein anzufangen und dann, wo sinnvoll, auszubauen. Ich würde mir ein Konzept wünschen, das verschiedene Möglichkeiten bietet, um den Bedürfnissen von Studierenden und Forschenden gerecht zu werden, wie Austauschprogramme für Kurzaufenthalte mit gleichen Möglichkeiten und Leistungen wie in westlichen Ländern. Längere Aufenthalte in Europa sind aufgrund familiärer und beruflicher Verpflichtungen nicht für alle möglich. Unser Ziel ist es, mehr Menschen auf dem afrikanischen Kontinent auszubilden und zu befähigen.

Abriel: Wir haben hier die Chance, es besser zu machen als früher und die Leute vor Ort angemessen einzubeziehen. Unsere Kolleginnen und Kolle-

gen aus diesem Kontinent, so wie Margaret, haben ihre Geschichte, Netzwerke und Visionen, wie man Zusammenarbeit und Wissenschaft entwickeln kann. Wir sollten ihnen zuhören und unsere Aktivitäten entsprechend priorisieren.

Wie arbeiten Sie denn innerhalb der Initiative Afrique zusammen?

Abriel: Wir haben eine Community aufgebaut, die auch durch ein Board vertreten wird, das idealerweise alle Fakultäten umfasst. Wir wollen die Community so breit und inklusiv wie möglich halten, solange es um afrikanische Projekte, Partner und Menschen geht. Bis hin zu Bachelorstudierenden sind alle willkommen – je jünger, desto besser!

Es geht also auch um die Vernetzung innerhalb der Universität?

Owuor: Ja in der Tat. Ziel ist es, unser Wissen und unsere Erfahrungen zu teilen, um Projekte und Praktiken über Grenzen hinweg zu verbessern. Wir haben Forschende und Institutionen an der Universität Bern, die langfristige Partnerschaften auf dem Kontinent aufgebaut haben, zum Beispiel

mit den Universitäten von Addis Abeba und Nairobi. Wir haben auch so einige Forschende afrikanischer Herkunft hier in Bern. Aber als Minderheit ist man immer noch verunsichert, ob man wirklich etwas zu sagen hat – sogar ich als Professorin. Zum Glück haben wir jetzt in Bern mit der Initiative Afrique einen Raum, in dem sich alle Seiten einbringen können.

Abriel: Ich glaube, das ist der einzige Weg zum Erfolg. Dieser gemeinschaftsbasierte Ansatz braucht am Anfang mehr Zeit, um herauszufinden, wie wir am besten zusammenarbeiten können. Aber er macht unsere Bemühungen stärker und nachhaltiger.

Was möchten Sie mit der Initiative Afrique in fünf Jahren erreicht haben?

Abriel: Eines der Potenziale unserer Volluniversität liegt in der Multi- und Transdisziplinarität. Es wäre schön, zu sehen, wie Biologinnen mit Linguisten sprechen und ihre Ansätze in der Zusammenarbeit mit afrikanischen Partnerinnen und Partnern vergleichen – vielleicht sogar gemeinsam an Projekten arbeiten.

Owuor: Für mich ist die Vision ganz einfach. Es geht darum, mehr Inklusion zu erreichen und die Dinge zum Besseren zu verändern.

Mehr Infos:

unibe.ch/initiative_afrique

Kontakte:

Prof. Dr. Margaret Owuor,
margaret.owuor@wyssacademy.org

Prof. Dr. Hugues Abriel,
hugues.abriel@unibe.ch

Menschen und ihre Forschung



Im Rahmen der Initiative Afrique sprechen Berner Forschende afrikanischer Herkunft über ihren Werdegang, wissenschaftliche und kulturelle Herausforderungen und ihre Ziele.

Fotografie: Justin Makangara



Molekulare Medizin Viel leisten können

Nada El Makhzen aus Fez (Marokko) kam 2022 nach Bern, um am Institut für Biochemie und Molekulare Medizin zu promovieren (siehe Seite 28). Im Initiative-Afrique-Podcast erzählt sie von den Herausforderungen, die sie während ihrer Bewerbung an der Universität Bern bewältigen musste. An der Universität Bern fühlt sie sich verantwortlich, zu zeigen, «dass Menschen aus Afrika hier sind, dass sie viel leisten können und eine wissenschaftliche Einstellung haben».

Nada El Makhzen



Infektionskrankheiten Ebola bekämpfen

Jean Claude Makangara ist Arzt und Forscher aus der Demokratischen Republik Kongo (Kinshasa). An der Universität Bern promoviert er im Bereich Infektionskrankheiten, Virologie und Bioinformatik. Im Podcast erzählt er auch von kulturellen Herausforderungen, etwa dass er nun «immer in der Nähe der Uhr» lebt. Nach Abschluss seines Doktoratsstudiums will er in sein Land zurückkehren und seine Arbeit über Infektionskrankheiten wie Ebola fortsetzen.

Jean Claude Makangara



Linguistik Kulturschock Berndeutsch

2007 kam Djouroukoro Diallo dank eines Masterstipendiums des Kantons für herausragende ausländische Studierende aus Mali nach Bern. Inzwischen arbeitet er als Assoziierter Forscher am Center for the Study of Language and Society (CSLS) und ist Koordinator der Initiative Afrique. Er erzählt im Podcast von seinen Anfängen in Bern – Deutsch konnte er bei seiner Ankunft bereits, doch das Berndeutsch war ein regelrechter Kulturschock für ihn.

Djouroukoro Diallo



Pflanzenwissenschaft Ernährung sichern

Zerihun Tadele ist Professor am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern und an der Bahir Dar University in Äthiopien. Durch die Verbesserung von wenig erforschten afrikanischen Nutzpflanzen wie Tef möchte er zur globalen Ernährungssicherheit beitragen. Am Beispiel seiner Zusammenarbeit mit Partnern aus Forschung und Praxis in Afrika erklärt Tadele im Podcast, wie die Initiative Afrique zu Gesundheit, Landwirtschaft und Bildung in Afrika beitragen kann. (Podcast verfügbar ab 25.9.)

Zerihun Tadele

Was tun, damit der Boden nicht wegfließt?

Trockenheit und Starkregen – diese Mischung gefährdet die Lebensgrundlagen im äthiopischen Hochland. Seit 1981 erarbeiten Forschende aus Bern und Äthiopien gemeinsam mit der Bevölkerung Lösungen. Nun wird der Ansatz im Rahmen eines «Clusters für Forschungsexzellenz» auf weitere Regionen ausgeweitet.

Text: Gaby Allheilig

Einst machten sie den Reichtum Ägyptens aus. Heute sind sie zur Herausforderung geworden: das Wasser und der mitgeführte Schlamm des Blauen Nil. Denn Wasser ist am Blauen Nil oft knapp – oder aber geht während der Regenzeit in sintflutartigen Regenfällen nieder. Zwischen Juni und September führt der Fluss, der im Hochland von Äthiopien entspringt, bis zu 60-mal so viel Wasser wie in der Trockenzeit.

Erosion – die Spirale nach unten

Was das bedeutet, zeigen die Messdaten von Forschenden des Centre for Development and Environment (CDE) und des Water and Land Resources Centre (WLRC) von 2016: «Wir haben zum Beispiel in einem rund 5000 Hektar grossen Wassereinzugsgebiet gemessen, dass in einem Jahr über 100 000 Tonnen Boden in den Fluss geschwemmt wurden», sagt CDE-Wissenschaftler Tatenda Lemann, damals noch Doktorand an

der Universität Bern. Das entspricht rund 2500 Lastwagen voller Erde. «Im Durchschnitt sind das über 20 Tonnen pro Hektar, auf einzelnen Feldern also noch mehr», so Lemann.



Der Blaue Nil führt fruchtbare Erde ab.

Foto: Tatenda Lemann

Besonders gut sichtbar ist das Resultat der Erosion während der Regenzeit an den zweitgrössten Wasserfällen Afrikas: Tisissat («Rauchendes Wasser»). Der Blaue Nil stürzt hier 42 Meter in die Tiefe und führt die oberste, nährstoffreiche Bodenschicht ab.

Diese massive Sedimentfracht während der Regenzeit gefährdet nicht nur Wasserkraftwerke und Staudämme am Unterlauf. Durch die Bodenerosion sinken auch die Ernteerträge am Oberlauf des Blauen Nil. Das wiederum führt zu einer Ausdehnung der Agrarflächen zulasten von ökologisch wertvollen Wäldern, Grasland und einzigartigen Feuchtgebieten. Ein Teufelskreis, der immer wieder zu Konflikten zwischen verschiedenen Volksgruppen, aber auch mit Anrainerstaaten führt.

Innovationen – Schritt für Schritt

Aber es geht auch anders. Das zeigen die Resultate einer langjährigen Forschungspartnerschaft Schweiz–Äthiopien. Ab 1981 haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des CDE gemeinsam mit äthiopischen Partnern Schritt für Schritt lokal angepasste und nachhaltige Innovationen aufs Feld gebracht.



Meteorologische Daten werden an einer Messtation heruntergeladen.

Foto: Tatenda Lemann

Nach dem Aufbau eines meteorologischen und hydrosedimentologischen Monitoringsystems wurden die Daten – ergänzt mit Geodaten und sozioökonomischen Angaben – aufbereitet und laufend aktualisiert. Dieses Datenpaket steht seit 2013 als Online-Plattform interessierten Kreisen offen, ergänzt durch Informationsprodukte.

«Wichtig war auch, dass wir die wichtigen Interessengruppen einbezogen und sie zu aktiven Beteiligten gemacht haben: Bauernfamilien, lokale Gemeinschaftsorganisationen, landwirtschaftliche Berater, Forschende und politische Entscheidungsträger», sagt WLRC-Direktor Gete Zeleke rückblickend. Im regelmässigen Erfahrungsaustausch seien viele zukunftsweisende Ideen und Vorschläge entstanden. So wurden neue Praktiken der Land- und Wasserbewirtschaftung eingeführt, mit lokalem traditionellem Wissen kombiniert und 18 sogenannte «Learning Watersheds» eingerichtet. Das Ziel: die Lebensgrundlagen der Bevölkerung zu diversifizieren und gleichzeitig für gesunde Ökosysteme zu sorgen.



Gemeinsam anpacken für Lösungen.

Foto: Gete Zeleke

«Learning Watersheds» – der zentrale Baustein

Diese Wissens- und Schulungszentren haben sich laut Gete Zeleke als das A und O für den Erfolg dieses Ansatzes herausgestellt: «In den Learning Watersheds testen wir die besten Praktiken, um die natürlichen Ressourcen und die landwirtschaftliche Produktion zu erhalten sowie die Lebensgrundlagen zu verbessern.» Das so gewonnene Wissen wird verbreitet und fliesst in Verhandlungen, Planungsprozesse, Umsetzung und Konfliktlösungen ein.

Die Learning Watersheds führen anschaulich vor Augen, wie sich die Bodenerosion eindämmen und Böden wieder aufwerten lassen. So etwa im Zentrum von Debre Yakob. Innerhalb von drei Jahren wurde hier das vormals von tiefen Erosionsgräben und degradierten Hängen gezeichnete Land wiederhergestellt.

Veranstaltungshinweis

Collegium generale

Die Vielfalt von Afrika steht im Zentrum der Ringvorlesung des Collegium generale im Herbstsemester 2024. Von den 14 öffentlichen Vorträgen befassen sich zwei mit nachhaltigem Ressourcenmanagement:

27. November

Cocoa, Coffee and Oil Palm Related Land Use across Africa: Social-Ecological Implications at Local-Global Levels

Prof. Dr. Chinwe Ifejika
Speranza, Geography,
University of Bern, Switzerland

18. Dezember

Das Drama der geraubten afrikanischen Gemeingüter (Commons): Koloniale Hinterlassenschaften, Degradierung von Kulturlandschaften und lokale Alternativen

Prof. Dr. Tobias Haller,
Social Anthropology;
Centre for Development
and Environment,
University of Bern, Switzerland

Das ganze Programm
und Veranstaltungsdetails
finden Sie unter
collegiumgenerale.unibe.ch



**Vorher-nachher-Vergleich:
Wiederhergestelltes Land in Debre Yakob.**

Foto: Gete Zeleke

Diversifizierte Landwirtschaft – neue Perspektiven

Böden, Umwelt und Verfügbarkeit von Wasser sind in den Learning Watersheds wieder im Lot. Der Bevölkerung, die mehrheitlich von der traditionellen Subsistenzlandwirtschaft lebt, hat dies neue Perspektiven eröffnet. «Wird das



Mais und Früchte: diversifizierte Produktion.

Foto: Gete Zeleke

Wassereinzugsgebiet sachgemäss bewirtschaftet, können die Bauernfamilien auf ihrem Land nicht nur die Erträge wieder steigern, sondern auch die landwirtschaftlichen Produkte diversifizieren», erläutert CDE-Wissenschaftlerin Isabelle Providoli.

Internationales Interesse

Das Wissen, wie sich die Situation im äthiopischen Hochland verbessern lässt, hat seine Kreise gezogen. Hunderte von Studierenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Leute aus der Praxis wurden inzwischen entsprechend aus- und weitergebildet.

Auch internationale Geber wie das Welternährungsprogramm der UNO, die Weltbank, die EU, die staatliche Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz, Norwegens, Hollands und Deutschlands sowie weitere Akteure zeigten sich interessiert und haben in das Unterfangen investiert. Das Resultat: Die boden- und wasserkonservierenden Massnahmen haben bis 2019 rund 7,7 Mio. Hektar im äthiopischen Hochland abgedeckt, rund 23 Prozent der Böden, die dort wiederhergestellt werden müssen.



**Ochsengespanne pflügen
wiederhergestelltes Land.**

Foto: Isabelle Providoli

Herausforderungen bleiben komplex

Doch selbst wenn die gesamte Fläche rehabilitiert wäre, ist die Geschichte nicht zu Ende. «Eine Lektion, die wir punkto Wasser- und Landmanagement in all den Jahren gelernt haben: Es hört nicht auf», so Gete Zeleke. «Es tauchen immer komplexere und miteinander verflochtene Herausforderungen auf, für die wir nachhaltige

Lösungen brauchen.» Ein Beispiel dafür ist die Ausdehnung der Städte in umliegendes Landwirtschaftsland. Das erfordert neue Forschungs- und Lösungsansätze.

An diesem Punkt setzt der neue multinational ausgerichtete Forschungscluster «Nachhaltige Bewirtschaftung der Wasser- und Bodenressourcen für das menschliche Wohlergehen» an, den die African Research Universities Alliance (ARUA) und The Guild of European Research-Intensive Universities (The Guild) vergangenes Jahr als einen von 20 Exzellenzclustern ausgewählt haben. Dieser baut auf den Erfolgen der 40-jährigen Zusammenarbeit auf: «Wir wollen die Erfahrungen der Learning Watersheds weiterentwickeln und mit unseren internationalen Partnern auf verschiedene Länder, Landschaften, Kulturen und institutionelle Systeme anpassen und ausweiten», sagt CDE-Direktor Thomas Breu.

Wasser und Land: zentrale Herausforderungen für die Menschheit

Denn die nachhaltige Nutzung von Land und Wasser sowie die langfristige Erhaltung von Ökosystemen und Landschaften in Verbindung mit den Auswirkungen des Klimawandels sind laut Breu zu einer der zentralen Herausforderungen für die Menschheit geworden: «Heute sind bis zu 40 Prozent des weltweiten Bodens degradiert.» Zudem wird bis 2030 etwa die Hälfte der Weltbevölkerung in Gebieten mit Wasserknappheit leben. «Diese Herausforderungen müssen wir mit der richtigen Mischung aus traditionellem und wissenschaftlichem Wissen angehen, wenn wir eine lebenswerte Zukunft haben wollen – in Afrika, Europa und anderswo.»

Kontakte:

Prof. Dr. Thomas Breu, thomas.breu@unibe.ch

Gete Zeleke, Info@wirc-eth.org

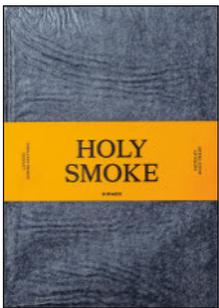
Dr. Isabelle Providoli, isabelle.providoli@unibe.ch

Bücher

Begeben Sie sich auf eine literarische Reise: Diese Bücher von Berner Forschenden erweitern den Horizont.

Rauch und Religion

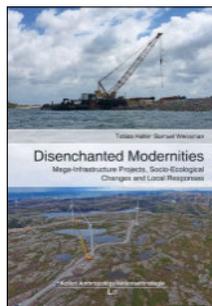
Holy Smoke wurde als eines der schönsten deutschen Bücher ausgezeichnet: Das Äussere dieses in Kohlepapier eingeschlagenen und mit einer leuchtorangenen Banderole umringten Buches steht sinnbildlich für das Innere. Beate Fricke, Professorin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern, befasst sich mit der Bedeutung von Räuchergefässen für die Weltreligionen. Es wird klar, wie wichtig sensorische Reize bei der Vertiefung von Gebetspraktiken für alle Weltreligionen sind.



Holy Smoke
Beate Fricke – 2023,
338 S., Hirmer,
ISBN 978-3-7774-3948-8

Was bringen Megaprojekte?

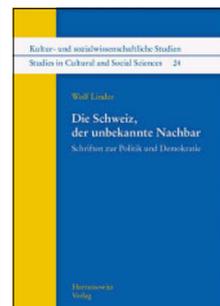
Tobias Haller und Samuel Weissmann vom Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern beschreiben anhand von 16 Fallbeispielen, wieso es sich bei Versprechen nachhaltiger, moderner Entwicklungen durch Mega-Infrastrukturprojekte oft um leere Versprechen handelt. Das Buch bietet eine Analyse der Strategien von Staaten und Unternehmen sowie der lokalen Reaktionen in Asien, Afrika, Amerika und Europa.



Disenchanted Modernities
Tobias Haller, Samuel
Weissmann – 2024,
492 S., LIT,
ISBN 978-3-643-80378-8

Politikwissen für Deutsche

Die beiden Nachbarn Schweiz und Deutschland kennen sich gut. Jedoch spielt die deutsche Politik in der Schweiz eine grössere Rolle als umgekehrt. Wolf Linder, bis 2009 Professor am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Bern, wirkt diesem Ungleichgewicht entgegen und bringt mit diesem Buch den Deutschen die Schweizer Politik näher. Die vergleichenden Beiträge lesen sich aber auch aus Schweizer Sicht gewinnbringend.



Die Schweiz, der unbekannte Nachbar
Wolf Linder – 2023,
282 S., Harrassowitz,
ISBN 978-3-447-12003-6

Fürsorge und Zwang

Wer ist in der Schweiz des 19. bis 21. Jahrhunderts an der Politik und Umsetzung von Fürsorge und Zwang beteiligt? Dieser Band, mitherausgegeben von Fritz Sager, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern, befasst sich mit dieser Frage. Die Organisation von Fürsorge und Zwang sowie die Verantwortlichkeit stehen im Zentrum. Dabei geht es um die Rolle von Psychiatrie, Hausbesuchen und die Leitbilder von Fachleuten.

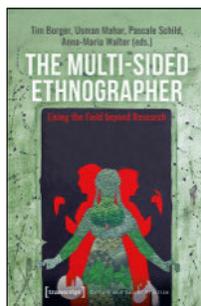


Diffuse Verantwortlichkeiten – Strukturen, Akteur:innen und Bewährungsproben

Vincent Barras, Alexandra Jungo, Fritz Sager (Hrsg.) – 2024, 217 S., Schwabe, ISBN 978-3-7965-4881-9

Ethnografisches Wissen

In der ethnografischen Feldforschung verschwimmen oft die Grenzen zwischen privatem und beruflichem Leben. Dieser Band mit Beteiligung von Sabine Strasser und Pascale Schild vom Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern untersucht die methodischen und ethischen Aspekte dieser Forschung. Anhand von Fallbeispielen wird gezeigt, wie persönliche Beziehungen und Leidenschaften Forschende in ihrer Arbeit und darüber hinaus beeinflussen und das gemeinsam geschaffene Wissen prägen.

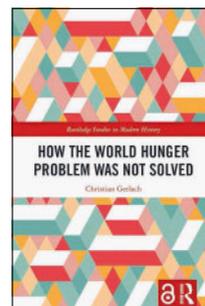


The Multi-Sided Ethnographer

Pascale Schild, Sabine Strasser – 2024, 328 S., transcript, ISBN: 978-3-8394-6677-3

Das grosse Scheitern

Christian Gerlach, Professor am Historischen Institut der Universität Bern, untersucht das Scheitern des globalen Programms zur Bekämpfung der weltweiten Nahrungsmittelkrise in den 1970er-Jahren. Der Versuch, Kleinbauern durch moderne Landwirtschaft zu wirtschaftlichen Akteuren zu machen, schlug fehl. Das Buch zeigt die Grenzen des globalen Social Engineering, des Imperialismus und der staatlichen Kontrolle auf.



How the World Hunger Problem Was not Solved

Christian Gerlach – 2024, 626 S., Routledge, ISBN 978-1-0034-5033-7

Leserbriefe



**uniFOKUS, Juni 2024,
Menschen brauchen Energie**

Zukunftsträchtig

Ich bin dankbar, dass Sie das Problem der Energieversorgung der Zukunft aufgenommen haben. Allerdings vermisste ich die Erwähnung des ITER-Programms, an dem auch unser Land finanziell beteiligt ist. Bisher wird kaum von der zukunftssträchtigen Energiegewinnung durch Kernfusion – statt Kernspaltung – gesprochen. Dabei geht es um die Nachahmung der Energieproduktion der Sonne. Wie diese zukunftssträchtige Energiegewinnung vor sich geht und wie weit heute die Arbeiten auf der Anlage im Süden Frankreichs gediehen sind, kann auf www.iter.org eingesehen werden.

Ebo Aebischer

Bereichernd

Die Beiträge in uniFOKUS sind hochinteressant und bereichernd. Im März hat mich der Artikel «Wer lebt, stirbt besser» besonders angesprochen. Beim Tod eines geliebten Menschen wird unsere Wahrnehmung der Welt erschüttert, sie erscheint plötzlich leer und sinnlos. Und man wird mit dem eigenen Tod konfrontiert. Es ist sehr wichtig, den eigenen Tod mittels Vorsorgeauftrag und Patientenverfügung vorzubereiten. Wenn man es gewagt hat, über seinen Tod zu sprechen und die nötigen Vorkehrungen zu treffen, kann man viel entspannter leben und seinen Alltag mit Familie, Freunden und Bekannten teilen, denn sie sind es, die vermutlich da sein werden, wenn man sie an der Schwelle zum Jenseits braucht.

Henriette Invernizzi, Bern

Ehrlich

Der Beitrag «Was gibt uns die Energie zum Leben» hat mich besonders angesprochen. Vor allem die persönlichen Antworten zum Thema empfand ich als wertvoll und ehrlich.

Annemarie Renold, Oberwil

Hilfreich

Die exemplarische Übersicht zum Energieaufwand («Wie viel Energie benötigt...?», S. 26) ist grossartig. Sehr schön grafisch dargestellt, eine tolle Auswahl an Beispielen.

Solche Mengengerüste bzw. Verhältnisse helfen sehr dabei, die Welt in ihren Relationen besser einschätzen zu lernen. Das ist immer wertvoll, aber im Zusammenhang mit Verbrauch, Energie und Umwelt ganz besonders. Danke dafür.

**Martin S. Lauber
Alumni MScBA, Head of Advanced
Analytics & AI, Post CH AG**

Dialog

Wir wollen Ihre Meinung wissen!

Stimmen Sie zu, lehnen Sie ab, argumentieren und reflektieren Sie, und lassen Sie andere an Ihren Gedanken teilhaben: Senden Sie uns Ihre Zuschriften an unifokus@unibe.ch. Ausgewählte Kommentare werden im nächsten Magazin publiziert.

Kritisch

Wie ich erwartete und befürchtete, findet sich im uniFOKUS zu Energie keine skeptische Note gegenüber der aktuellen Politik.

Nicht gut für eine Uni, die stets kritisch und nicht Sprachrohr der Politik sein sollte.

Markus Saurer

Verständlich

Herzliches Kompliment an das ganze Team zu Themeninhalt, Gestaltung und Text. Auch für Unstudierte ist fast alles verständlich und nachvollziehbar. Bravo und Danke schön.

Toni Besutti, Hünibach

Spannend

Seit dem erstmaligen Erscheinen freue ich mich, UniPress und nun uniFOKUS zu lesen. Zum neuen Format, zur Art, wie mit grafischen Darstellungen durch das Heft geführt wird, zur zeitgemässen Gestaltung und zu den nach wie vor gehaltvollen, vielseitigen Inhalten möchte ich allen Beteiligten ein grosses Kompliment und Danke aussprechen. Gerne empfehle ich uniFOKUS weiterhin in meinem Umfeld als spannende, lehrreiche – und nun auch sehr handliche – Lektüre.

Brigitte Knubel

Ausbilderin für Erwachsene

Noch mehr Wissen? uniFOKUS im Abo.

Abonnieren Sie
kostenlos das
Wissenschaftsmagazin
uniFOKUS.



unifokus.unibe.ch/abo

Studieren

Wer studiert in der Schweiz an einer Universität und warum? Wie ist es, als Erste der Familie zu studieren? Was prägt verschiedene Generationen von Studierenden, und woran erinnern sie sich – ist es der Zigarettenrauch im Hörsaal, sind es die Begegnungen mit Mitstudierenden und Dozierenden, die Einschränkungen während der Pandemie, oder ist es die Prüfungsangst? Was ist wissenschaftliches, kritisches und unabhängiges Denken, und wie lernt man das? Und was geben Absolventinnen und Absolventen einer Universität an die Gesellschaft zurück?

Das Studium als Lebensabschnitt, in dem vieles möglich ist und sich vieles entscheidet, steht im Mittelpunkt der kommenden Ausgabe von uniFOKUS.

uniFOKUS / September 2024 / 3. Jahrgang
Das Magazin der Universität Bern

Herausgeberin Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing AKM **Leitung** AKM Christian Degen **Redaktion** Timm Eugster (Leitung), Arian Bastani, Nina Jacobshagen **Autorinnen und Autoren** Isabelle Aeschlimann, Gaby Allheilig, Roland Fischer, Patricia Purtschert, Samuel Schläfli, Barbara Spycher, Abdourahman Waberi **Mitarbeit** Djouroukoro Diallo, Livia Dössegger, Bettina Hägeli **Bildredaktion** Dres Hubacher **Gestaltungskonzept und Artdirection** büro z, Bern **Layout** AKM **Redaktionsadresse** Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing, Hochschulstrasse 6, 3012 Bern, Tel. 031 684 80 44, unifokus@unibe.ch, www.unifokus.unibe.ch **Inserte** Stämpfli Kommunikation, Bern, Tel. 031 300 63 78, mediavermarktung@staempfli.com, www.staempfli.com/mediadaten **Druck** Stämpfli Kommunikation, Bern **Auflage** 18 500 Exemplare, erscheint viermal jährlich, nächste Ausgabe Dezember 2024 **Abonnement** uniFOKUS kann kostenlos abonniert werden: www.unifokus.unibe.ch, Tel. 031 684 80 44, ISSN 1664-8552. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.



Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI
SCHES NATIONALMUSEUM
NATIONAL SUISSE. M
ALE SVIZZERO. M
L SVIZZER.



Globale
Verflechtungen
der Schweiz

kolonial

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'Intérieur DFI
Dipartimento federale dell'Interno DFI

STIFTUNG
WILLY G. S. HIRZEL

ERNST GÖHNER
STIFTUNG

13.9.24 – 19.1.25

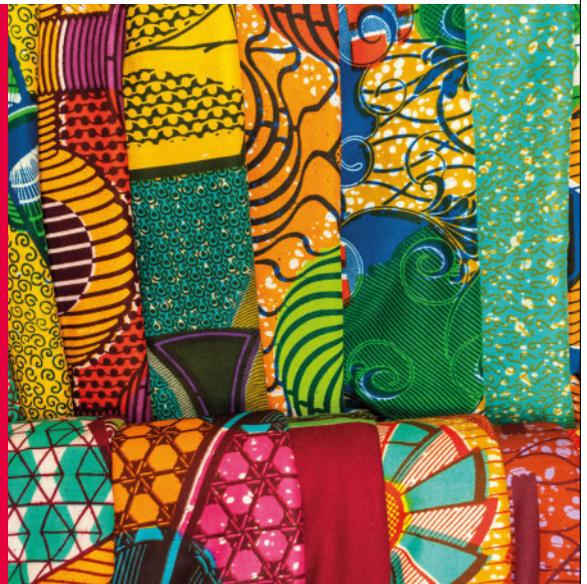
Collegium generale Afrika, Africa, Afrique

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

Interdisziplinäre
Ringvorlesung
Herbstsemester 2024

Öffentlich und kostenlos
www.collegiumgenerale.unibe.ch



u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

WISSEN
SCHAFFT
WERT.